

Verschüttetes Wissen



über Jesus

INHALT

Vorwort	Seite	3
Zurück zu den Wurzeln!	Seite	3
Kritische Spurensuche	Seite	4
Die Grundlagen	Seite	4
Die Herkunft Jesu	Seite	6
Seine Geburt	Seite	6
Abstammung aus der Familie von David	Seite	8
Jesus war Jude	Seite	8
Seine Bibel war der Tanach – Thora, Propheten und Schriften des Alten Testaments	Seite	9
Jesus kritisiert Macht, Herrschaft und Hierarchie	Seite	9
Der Sieg im Nachhinein	Seite	10
Jugenderinnerung	Seite	11
Bauhandwerker in Nazareth	Seite	11
Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit	Seite	12
Gottes Sohn	Seite	12
Gott, der Vater im Himmel	Seite	14

<u>Der «Menschensohn»</u>	Seite	15
<u>Filterbrillen und Vorurteile</u>	Seite	17
<u>Worte Jesu werden missverstanden</u>	Seite	17
<u>Wie «historisch» sind die Evangelien?</u>	Seite	18
<u>Ein alternatives Hochzeitsfest</u>	Seite	18
<u>Der Mann, der am Brunnen Wasser holt</u>	Seite	19
<u>Die Vertreibung der Händler und Geldwechsler aus dem Tempelvorhof</u>	Seite	20
<u>Die politische Situation zur Zeit Jesu</u>	Seite	20
<u>Weiteres zu Johannes dem Täufer</u>	Seite	21
<u>Das Teamwork</u>	Seite	22
<u>Sein Team</u>	Seite	23
<u>Was Jesus verabscheute – Streitpunkte mit den «Schriftgelehrten und Pharisäern»</u>	Seite	23
<u>Jesus hielt die kultischen Reinheitsgebote und den Sabbat ein</u>	Seite	24
<u>Jesus ging in die Synagoge</u>	Seite	24
<u>Was ihm ein Anliegen war</u>	Seite	24
<u>In Not geratene Menschen werden oft ausgegrenzt</u>	Seite	25
<u>Gleichberechtigung: Jesus begegnete Frauen gleich wie Männern</u>	Seite	25
<u>Was heisst glauben?</u>	Seite	27
<u>Dein Glaube hat dich gerettet</u>	Seite	28
<u>Was aber ist seine Lehre?</u>	Seite	28
<u>Die Lehre vom «Reich Gottes» und Gottes Herrschaft</u>	Seite	29
<u>Das heilende Wirken durch Jesus</u>	Seite	30
<u>Seine Gleichnisse</u>	Seite	31
<u>Die Zusammenfassung seiner Lehre in der «Bergpredigt»</u>	Seite	31
<u>Gewaltloser Widerstand oder «direct action»</u>	Seite	32
<u>«Wenn dich einer nötigt, eine Meile mitzugehen, mit dem gehe zwei!» (Mt. 5,41)</u>	Seite	34
<u>«Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andere dar!» (Mt. 5,39)</u>	Seite	34
<u>Wenn dir einer vor Gericht das Unterkleid nehmen will, dem lass auch den Mantel!</u>	Seite	34
<u>Liebt eure Feinde!</u>	Seite	34
<u>Auf Reisen – das wandernde Gottesvolk</u>	Seite	35
<u>Die evangelische Armut und Solidargemeinschaft</u>	Seite	35
<u>Und die Liebe?</u>	Seite	35
<u>Die Bedeutung für die aktuelle Kirchenreform-Diskussion</u>	Seite	36
<u>Die Bibel ist nicht ohne Irrtum und Widerspruch</u>	Seite	37
<u>Die Bibel als Kriterium – das Schriftprinzip</u>	Seite	37
<u>Die Botschaft Jesu bleibt massgebend</u>	Seite	39
<u>Jesus und Paulus</u>	Seite	39
<u>Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig</u>	Seite	40
<u>Die kultische Reinhaltung des Volkes hat ihr Recht verloren</u>	Seite	40
<u>Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau</u>	Seite	40
<u>Paulus schreibt Griechisch, aber er denkt in seiner Muttersprache (aram.-hebr.)</u>	Seite	41
<u>Kulturphilosophische Randnotiz</u>	Seite	41

Vorwort

Das Bibelwissen in der Bevölkerung ist sozusagen zu null verfliegen und verdampft. Wenn in den Medien an Weihnacht oder Ostern ein christlich-religiöses Thema aufgegriffen wird, dann wird dazu meist eine Religionswissenschaftlerin befragt. Die gibt dann zum Thema Erklärungen aus der vergleichenden Religionswissenschaft ab und vermutet die eigentlichen Ursprünge dazu in fraglichen Analogien aus den Mysterienkulten. Fragen sie stattdessen eine junge Theologin, beweist diese ihre Wissenschaftlichkeit gerne damit, dass sie die wissenschaftliche, «historische Kritik» vor allem als Kritik herüberbringt. Gewöhnliche Leute hören dabei heraus: Es ist doch alles einfach nicht wahr und irgendwie später erfunden worden. Vermutlich war alles ganz anders oder gar nicht.

Als Theologe betrübt es mich zutiefst, wieviel Unkenntnis, wieviel Halbwissen, wieviel unbegründete Kritik und wieviel ebenso unbegründete, tendenziöse Interpretation oder dogmatisch motivierte Überinterpretation über Jesus verbreitet werden – oft auch in Predigten. Bei manchen Kolleginnen oder Kollegen kann man den Eindruck bekommen, Jesus sei eigentlich ein Pseudobuddhist gewesen wie sie. Jesus dient offensichtlich für viele als Projektionsfläche für die eigene Theologie oder Lebensphilosophie, ziemlich abgekoppelt und unbesehen der Grundlagen in der Schrift, die man besser kennen, studieren und – auch kritisch und theologisch! – bewerten könnte und müsste.

Wir sind heute auf allen Ebenen von viel «Fake» umgeben und verunsichert. Das ist ein grosses Problem für die Gesellschaft. Die Volksbildung wird beeinträchtigt. Die fundierte, kritische Bildung verliert an Einfluss auf die Meinungsbildung. Die Meinungen der Leute werden oberflächlich und fast beliebig beeinflussbar. Das ist auch Gift für die Demokratie. Sie ist angewiesen auf eine Mehrheit von Menschen, die aufgrund von Fakten selber denken können und durch eine möglichst gute Volks-Bildung dazu befähigt sind.

Die in den Medien veröffentlichten Meinungen haben diese Grundlage, was die biblische Bildung betrifft, ganz offensichtlich immer mehr selber nicht mehr. Ganz besonders betrifft das die sozialen Medien, wo sich viele Menschen fast nur noch in Blasen von Gleichgesinnten bewegen.

Das ist Gift für einen kritischen, denkenden und bewussten Glauben an die Botschaft Jesu, die ohnehin gesellschaftlich marginalisiert ist. Es ist auch Gift für die Kirche, die sich heute in diesem Umfeld neu positionieren muss. Das Basiswissen müsste präsenter sein und sich natürlich auch der historischen und theologischen Kritik und Diskussion stellen.

Zu diesem Basiswissen über Jesus möchte ich mit diesem Exposé etwas beitragen. Meine Aussagen dazu sind allerdings auch nicht sakrosankt. Das Eine oder Andere kann man in Frage stellen und diskutieren, faktenbezogen und mit belegbar besserem Wissen. Freuen würde mich, wenn meine Kenntnisse in der damaligen Zeitgeschichte und dem damaligen, jüdischen Leben im Heiligen Land auch anderen eine Anregung zu besserem Verständnis sein könnten.

Zurück zu den Wurzeln!

Es ist nötig, dass wir ganz zurückgehen zu den Wurzeln – ganz zurück, noch hinter die Adaptationen, Interpretationen und Umdeutungen, die schon bald angefangen haben, die schon im Neuen Testament selber ihren Niederschlag gefunden haben und erst recht später in den Überlieferungen und zugewachsenen Traditionen überhandgenommen haben. Ein Haupttreiber dafür war das römische Staatskirchentum vom 4. Jahrhundert an. Diese Zeit ist heute definitiv vorbei. Wir leben heute in einer Zeit, die eher wieder der Zeit vor der konstantinischen Wende gleicht. Und das heisst eben: Wir müssen ganz zu den Wurzeln zurück und von dorthier neu denken.

Zurück zu den Wurzeln heisst ganz zurück zu Jesus. – Was können wir über ihn wissen und kennen, und was können wir von ihm lernen? Wir müssen dazu Jesus möglichst gut kennenlernen.

Das ist nicht ganz einfach, da wir direkt von ihm nichts überliefert bekommen haben. Alles, was wir über ihn wissen, ist uns von Nächsten berichtet, gesammelt und überliefert worden. Rudolf Bultmann (1884-1976), der kritischste der kritisch-historischen Theologen, hat gesagt: Alles, was wir über Jesus gesichert wissen können, ist bloss, dass er gelebt hat und - man könnte hinzufügen, dass er sehr wahrscheinlich am Kreuz gestorben ist, was auch ausserbiblische Quellen berichten. Alles andere könnte von den an der Überlieferung Beteiligten beeinflusst sein. Damit müssen wir rechnen, aber das heisst noch nicht, dass alles Andere «nicht wahr» ist. Es heisst auch nicht, dass es nicht präzise und gut überliefert worden ist. Auch diese Überlieferung kann kritisch-historisch untersucht und qualifiziert werden. Es sind Spuren, die Jesus mit seinem Leben und Wirken und mit seiner Botschaft hinterlassen hat, und diese Spuren kann man lesen.

Kritische Spurensuche

Was wir machen können, ist eine kritische Spurensuche wie ein Detektiv. Und da haben wir sehr viele, sehr gute Spuren und Hinweise, die nicht einfach «erfunden» sein können. Unsere Ausgangslage dazu ist gut. Wir haben viele, gute Spuren und Hinweise, um uns ein gutes Bild von Jesus, von seinem Leben und von seiner Botschaft machen zu können und auch, um die falschen, unpassenden Bilder und Interpretationen über ihn erkennen und in Frage stellen zu können. Wir können beurteilen, was war und was nicht war, was er selber gesagt hat und was wahrscheinlich andere dazu interpretiert haben. Auch da, wo das Urteil unsicher ist, geht es meist nicht um wahr oder falsch, sondern es lässt sich eine Wahrscheinlichkeit bestimmen und eine Tendenz beurteilen. Dazu braucht es möglichst viel Fachwissen aus verschiedenen Gebieten, die dabei eine Rolle spielen; ohne geht es nicht.

Auf diesem Weg der Spurensuche und -interpretation kommen wir aber auch zu Fragestellungen, die wir trotz allem Wissen in keinem Lehrbuch nachschlagen können, die man zwar beantworten, aber nicht schlüssig beweisen kann. Man kann sie mit einiger Sicherheit beantworten aufgrund langer Erfahrung mit dem Gegenstand und der Thematik, mit der man sich auskennt. Das ist aber auch in anderen historischen Wissenschaften der Fall, sei es in der Kunst-, Kultur- und Religionsgeschichte. Die Frage ist, wer weiss und versteht es besser? Auf wessen Meinung kann man am meisten vertrauen. Aber das sind Grenzbereiche.

Pubertierende oder extreme Sceptiker oder Agnostiker behaupten oder glauben manchmal, Jesus habe es gar nicht gegeben. Es sei alles eine Erfindung. Oder er sei gar nicht am Kreuz gestorben, sondern nach Spanien ausgewandert oder Ähnliches. Stichhaltige Argumente oder eine belastbare Grundlage für solche Meinungen sehe ich schlicht keine. Es sind haltlose, erst recht unbeweisbare Meinungen.

Die Grundlagen

Die wichtigsten und besten Quellen, die wir über das Leben Jesu haben, sind die Evangelien im Neuen Testament. Das älteste davon, das Markusevangelium, dürfte ums Jahr 62 geschrieben worden sein. Es ist auch das kürzeste und besteht in seinem ersten Teil aus einer Sammlung von Erzählungen, Worten (z.B. Gleichnissen) und Taten (z.B. zeichenhafte Heilungen) von und über Jesus mit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Taufe durch Johannes. Angefügt ist am Schluss ein Bericht über die Geschehnisse in Jerusalem in seinen letzten Tagen bis zu seinem Tod am Kreuz.

Die erste Christengemeinde ist nach seinem Tod in Jerusalem entstanden. Der Bericht über die Geschehnisse in Jerusalem dürften von ihnen bewahrt und weitergegeben worden sein. Leiter dieser ersten Gemeinde war neben und nach dem Apostel Petrus ein Bruder von Jesus, Jakobus, den wir «den Älteren» nennen im Unterschied zum Apostel Jakobus «dem Jüngeren». In dieser Jerusalemer Gemeinde hat Maria, die Mutter Jesu, und andere, die ihn begleitet hatten, noch weitere Jahre gelebt. Jakobus ist im Jahr 62 hingerichtet worden. Die Gemeinde war immer mehr unter Druck. Im Jahr 70 ist Jerusalem im römisch-jüdischen Krieg von den Römern vollständig zerstört worden.

PAPIAS, BISCHOF VON HIERAPOLIS, UM 130

AUCH DIES LEHRTE DER PRESBYTER («ÄLTSTER»), GEMEINT JOHANNES): MARKUS HAT DIE WORTE UND TATEN DES HERRN, AN DIE ER SICH ALS HERMENEUT (DOLMETSCHER) DES PETRUS ERINNERTE, GENAU, ALLERDINGS NICHT DER REIHE NACH, AUFGESCHRIEBEN.

DENN ER HATTE DEN HERRN NICHT GEHÖRT UND BEGLEITET; WOHL ABER FOLGTE ER SPÄTER, WIE GESAGT, DEM PETRUS, WELCHER SEINE LEHRVORTRÄGE NACH DEN BEDÜRFNISSEN EINRICHTETE, ABER NICHT SO, DASS ER EINE ZUSAMMENHÄNGENDE DARSTELLUNG DER REDEN DES HERRN GEGEBEN HÄTTE.



Die Evangelien nach Matthäus und nach Lukas haben diesen ersten Bericht, das Markusevangelium, fast wörtlich und insgesamt übernommen und mit von ihnen zusätzlich gesammelten Worten und Berichten von und über Jesus erweitert, ihrem sog. «Sondergut». Diese Erweiterungen entsprechen sich teilweise auch in etwa. Es gibt aber auch Unterschiede zwischen ihnen und je eigene Teile, die beim andern keine Entsprechung haben.

Die Entstehungszeit dieser beiden Evangelien wird von einigen Fachleuten in ziemlich unterschiedlichen Zeiten angesetzt, bis gegen weitere 30 Jahre später. Das scheint mir aber schlecht begründet zu sein. Ich halte eine frühe Entstehung auch dieser Evangelien für sehr wahrscheinlich – keine 10 Jahre später.

Das Johannesevangelium hingegen ist mehr als eine Generation später entstanden und durch sogenannte «Redaktoren» stark überarbeitet worden. Das schliesst allerdings nicht aus, dass der Verfasser des Johannesevangeliums nicht auch noch sehr gute, weitere, ursprüngliche Quellen, Berichte und Texte, vorliegen gehabt hat.

All diese schriftlichen Grundlagen, die wir im Neuen Testament haben, sind natürlich insofern bis zu einem gewissen Grad fragwürdig, als es samt und sonders Texte von Anhängern dieses Jesus sind. Es

sind Texte von Insidern, welche seine Botschaft bewahren und weitergeben oder später sogar den Glauben an ihn – ihrer Auffassung gemäss – weiter verkündigen wollten. Dessen sind wir uns wohl bewusst, aber das heisst noch lange nicht, dass «alles erfunden und erlogen» ist. Im Gegenteil dürfen wir davon ausgehen, dass insbesondere die Verfasser der sogenannten synoptischen Evangelien (Markus, Matthäus und Lukas) nur etwa 30 Jahre nach seinem Tod, als noch viele seiner Zeitgenossen da waren, als Berichterstatter allem sorgfältig nachgegangen sind, um es der Nachwelt zu überliefern, so wie es der Verfasser am Anfang des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte selber bekundet hat.

Der Bericht der Apostelgeschichte endet etwa mit dem Jahr 62. Vom Tod des Paulus in Rom (wahrscheinlich um 65) weiss er noch nichts. Die Apostelgeschichte stammt als zweiter Bericht vom selben Verfasser wie das Lukasevangelium. Das spricht für mich eindeutig gegen eine spätere Ansetzung dieser Berichte als spätestens Mitte der 60er Jahre – insbesondere für das Lukasevangelium.

Die Herkunft Jesu

Über die Kindheit und Jugend von Jesus berichtet das Markusevangelium fast nichts – ausser einer wichtigen Notiz in Mk. 6, 3.

Als Jesus in Nazareth predigte, sagten die Leute: «Ist dieser nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon, und sind nicht seine Schwestern hier bei uns? Und sie nahmen Anstoss an ihm.»

Das ist doch eine sehr interessante Notiz und dazu noch aus dem Munde von Leuten, die gegen ihn waren, aus seinem eigenen Dorf. Er wird «Sohn der Maria» genannt, von Josef ist keine Rede mehr. Möglicherweise war er erheblich älter gewesen als Maria und war damals bereits gestorben. Dazu werden seine vier Brüder mit Namen genannt und seine Schwestern in der Mehrzahl. Er war also der Erstgeborene einer zahlreichen Familie. Überdies wird auch sein Beruf genannt: Er ist der Zimmermann oder allgemein Bauhandwerker. Die Metiers waren damals nicht so unterschieden und die Häuser bauhandwerklich gesehen meist einfach. Die Holzarbeiten mit der Dachkonstruktion, die Türen und die rudimentäre Inneneinrichtung dürften das Anspruchsvollste gewesen sein. Der Sohn ist auch meist im Metier dem Vater gefolgt. Sein Beruf war auch der Grund, warum sie nichts von ihm wissen wollten. Einem Bauhandwerker wollten oder konnten sie den «Lehrer im Glauben» nicht abkaufen – und dazu noch einem der ihren, den man doch von klein auf kannte. Das war Anlass für den berühmten Ausspruch Jesu: «Ein Prophet ist nirgends verachtet ausser in seiner Vaterstadt, bei seinen Verwandten und in seinem Hause».

Ein weiteres Mal kommt im Markusevangelium seine Familie vor, ziemlich zu Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit, als sie Angst hatten um ihn. Offenbar hatten sie sehr bald verstanden, wie politisch brisant seine Tätigkeit und seine Lehre war und wollten ihn vor den Folgen bewahren und nach Hause holen. Mk. 3,31 heisst es: «Es kamen seine Mutter und seine Brüder ... und liessen ihn rufen», was Jesus zum Ausspruch bewog: «Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter».

Was wir aus der Weihnachtsgeschichte und den Krippenspielen von der Geburt und Kindheit Jesu wissen, ist eine Zusammenstellung von Berichten aus dem Lukas- und dem Matthäusevangelium.

Seine Geburt

Ist Jesus in Bethlehem geboren?

Die Weihnachtsgeschichte nach Lukas berichtet es so. Das ziehen viele Fachleute sehr in Zweifel. Dafür gibt es schon Gründe; es gibt aber auch Gründe dagegen. Zeit seines Lebens nannte man ihn Jesus von Nazareth, wo er offenbar auch aufgewachsen ist und seine Familie gewohnt hat. Der Grund für die

Reise von Josef und Maria nach Bethlehem sei ein Zensus gewesen, eine Volkszählung und Steuereinschätzung, die vom Kaiser angesetzt worden sei, als Quirinius Statthalter von Syrien war. Dass es damals eine solche Volkszählung gegeben hat, davon wissen wir sonst nichts; es gibt ausserhalb dieser Stelle im Lukasevangelium keinen Bericht davon. Zudem scheint einem seine Geburt in Bethlehem im Nachhinein eventuell religiös motiviert zu sein, weil der Messias aus Bethlehem und aus dem Stamme Davids stammen sollte, wobei bei seiner Geburt ja noch niemand etwas von seiner Messianität wissen konnte, die man ihm später – nach seinem Tod? – zuschrieb.

Indirekt wird damit auch seine familiäre Abstammung von König David in Frage gestellt. Ein Zweifel daran scheint mir aus einem ganz anderen Grund unberechtigt zu sein, aber dazu später mehr.

Ein wichtiges Argument für seine Geburt in Bethlehem sehe ich im merkwürdigen, zweitletzten Satz im Bericht über jene Nacht seiner Geburt bei Lukas, wo es heisst: «Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen» (Lk. 2,19). Für mich ist das ein starker Hinweis darauf, dass dieser Bericht von Maria persönlich her stammt. Wie ich schon sagte, lebte sie später in Jerusalem in der ersten Christengemeinde – zusammen mit ihrem Sohn Jakobus, dieser letzte bis ins Jahr 62. Da ist noch eine direkte, persönliche Beziehung zu dieser Überlieferung sehr wahrscheinlich. Und seine Mutter (und sein Bruder) wird ja wohl gewusst haben, wo sie ihren ersten Sohn geboren hat.

Der Bericht spricht auch für eine genaue Kenntnis der historischen Gegebenheiten im damaligen Bethlehem. Bethlehem war damals eine Karawanserei. Das ist im Wesentlichen ein grosser, geschützter, ummauerter Platz. Mit der «Herberge» dürften die (wenigen) Häuser innerhalb dieser Mauer gemeint sein, wo die Waren trocken gelagert werden und die Herren logieren konnten. Die Karawanenknechte übernachteten wohl eher bei den Tieren auf dem Platz im Freien. Die armen Leute und die Hirten wohnten ausserhalb des Ortes in Höhlen im felsigen, karstigen Abhang in Richtung der Hirtenfelder beim heutigen Beth Sahour. Und genau in einer solchen Höhle unterhalb der Geburtskirche wird seit alters der Geburtsort von Jesus lokalisiert. Der «Stall» ist also nicht eine Holzhütte gewesen, wie wir uns das gerne vorstellen, sondern tatsächlich eine Wohnhöhle, wo auch Tiere gehalten wurden oder im Winter einen Unterschlupf fanden.

Angenommen die Weihnachtsgeschichte, wie sie Lukas berichtet, ist eben doch kein «Fake», auch wenn Lukas vielleicht die Volkszählung verwechselt oder historisch falsch eingeordnet hat, wenn der Bericht von Maria stammt und es sich im Wesentlichen doch so verhalten hat, dann heisst das, dass dieser Zensus, diese Reise nach Bethlehem und diese Geburt jedenfalls noch im ungeteilten Herodesreich stattgefunden haben muss.

Herodes der Grosse starb im Jahr 4 vor Chr. Dann wurde sein Reich unter vier seiner Söhne aufgeteilt. Ab dann hätte es eine Grenze gegeben zwischen Nazareth und Bethlehem und eine Zählung mit der Reise in den Heimatort wäre sehr unwahrscheinlich geworden. Das heisst aber auch, dass Jesus früher als 4 vor Chr. geboren sein muss. Das tönt seltsam, ist aber wissenschaftlich kaum bestritten. Unsere Zeitrechnung «nach Christi Geburt» ist nämlich erst ums Jahr 500 errechnet worden vom Mönch Dionysius Exiguus, und der hat sich ganz offensichtlich in seinen historischen Berechnungen verrechnet. Im Prinzip ist das nicht weiter schlimm, man muss es einfach wissen. Vorher hat es halt unterschiedliche Systeme gegeben, wie geschichtliche Ereignisse in den Jahren der Zeit angesetzt wurden, und die waren auch nicht sehr präzise.

Viel spricht dafür, dass Jesus sogar schon im Jahr 7 vor Christus auf die Welt gekommen ist, falls es sich beim «Stern von Bethlehem», welcher die Weisen aus dem Orient zur Reise nach Jerusalem und Bethlehem veranlasst hat, um eine grosse Konjunktion von Saturn und Jupiter im Sternbild der Fische gehandelt haben sollte; die war 7 v.Chr.; auch denkbar wäre eine andere astronomische Konstellation 6 v.Chr. Danach ist im Matthäusevangelium im 2. Kapitel weiter noch die Flucht der Heiligen Familie nach

Ägypten berichtet, wo sie blieben, bis Herodes gestorben war. Das dürfte auch einige Zeit oder Jahre gedauert haben. Dann seien sie nach Nazareth gezogen.

Abstammung aus der Familie von David

Im 1. Kapitel des Lukasevangeliums wird berichtet, dass Elisabeth, die Frau des Priesters Zacharias, in fortgeschrittenem Alter noch einen Sohn bekommen habe, Johannes, den man später Johannes den Täufer nannte, weil er die Leute zur Umkehr zu Gott gerufen und draussen am Jordan getauft hatte, so auch Jesus. Weiter heisst es im Vers 36, diese Elisabeth sei eine Verwandte von Maria, und sie sei jetzt schon im 6. Monat schwanger. Maria macht sich dann auf ins judäische Bergland und besucht ihre Verwandte Elisabeth im Haus des Zacharias.

Verwandt in welchem Verwandtschaftsgrad ist nicht gesagt, es mag eine Tante oder eine ältere Cousine sein. Es ergibt sich daraus, dass *Jesus und Johannes der Täufer* auch miteinander verwandt gewesen sein müssen. Entweder waren sie Cou-Cousins oder Johannes war ein Cousin von Maria.

Es ergibt sich daraus aber noch etwas Anderes. Dazu muss man etwas aus der Judaistik wissen. Priesterliche Familien durften nur innerhalb ihrer Abstammung als Nachkommen Aharons heiraten. Es sind auf Hebräisch die «Kohanim», die Priester. Noch heute heissen diese Familien Kohn, Cohen oder Kahane. Sie haben das Privileg, dass sie im Gottesdienst den Segen Aharons, den priesterlichen Segen, sprechen dürfen. Das heisst aber auch, dass Maria ebenfalls aus diesem priesterlichen Geschlecht stammen musste, als Verwandte von Elisabeth und Zacharias. Dass die Leute aus priesterlicher Abstammung nur unter sich heiraten durften, stimmt aber nicht ganz. Es gab eine Ausnahme. Sie durften ausnahmsweise auch mit einem Nachkommen aus der königlichen Familie heiraten, also mit einem Nachkommen König Davids. Genau das ist sowohl im Lukasevangelium wie im Matthäusevangelium berichtet, dass Josef, der Mann Marias, ein Nachkomme Davids gewesen sei – und mit ihm auch Jesus als sein Sohn oder Adoptivsohn, je nachdem, wie man es auffassen will. In einer sehr alten syrischen Übersetzung des Matthäusevangeliums lautet der Vers 16 sogar: «Josef, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus, der der Christus genannt wird».

Kritische Theologinnen und Theologen fühlen sich fast sicher in der Annahme, diese Davidssohnschaft Jesu sei wahrscheinlich «erfunden» worden, um seine Messianität zu begründen, dass er eben der Christus, der Messias (Gesalbte), sei und es in der Bibel heisst, der Messias werde aus dem Stamme Davids erstehen. Bei allem Verständnis für die historische Kritik halte ich es im Gegenteil für sehr wahrscheinlich, dass Jesus über seinen Vater Josef tatsächlich aus der königlichen Familie stammte, weil eben eine Ehe mit der Priestertochter Maria sonst gar nicht möglich gewesen wäre, ausser Josef wäre auch ein Priester gewesen, aber davon ist nichts bekannt. Hingegen wird von ihm ein lückenloser Stammbaum von David her berichtet. Seine Abstammung von David her halte ich für gut begründet.

Jesus war Jude

Damit ist auch gesagt, dass Jesus Jude war – durch und durch – aus priesterlicher und königlicher Abstammung. Nach Lukas 2,21 wurde er am achten Tag beschnitten, und es wurde ihm der Name Jesus gegeben. Viel jüdischer geht nicht.

Für die meisten Christen ist das ein sehr befremdlicher Gedanke. Daran hätten sie noch nie gedacht – ist das denn möglich? – Aber ja, das ist so. Die Herkunft unseres Glaubens durch Jesus liegt mitten im Judentum. Und von diesem Judentum hat er sich auch nie verabschiedet, nicht im Geringsten. Er hat es im Gegenteil – auf eine Art «reformatorisch» - zu seinen eigenen, besten Wurzeln zurückführen wollen – zu einer besseren Gerechtigkeit als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (Mt. 5,20).

Seine Bibel war der Tanach – Thora, Propheten und Schriften des Alten Testaments

Jesus kannte seine Bibel, das, was wir «Altes Testament» nennen, und von dem einige meinen, es sei nicht so wichtig, ausser dass ein paar Prophezeiungen darin auf Jesus hinweisen. Welch ein Irrtum! Ohne seine Bibel ist Jesus nicht zu verstehen. Vom ganzen «Neuen Testament» hat Jesus nichts gewusst, nichts wissen können. Das gab es noch lange nicht. Erst recht nicht alles Spätere, die Kirchenväter, die Glaubensbekenntnisse von Nizäa und Konstantinopel, die scholastische Theologie etc.

Schon im Neuen Testament und erst recht darüber hinaus hätte Jesus sehr viele Aussagen und die ganze Gedankenwelt und Denkweise der Texte sehr merkwürdig gefunden, sie nicht verstanden und niemals gutgeheissen. Von manchen Aussagen und Glaubenslehren der späteren Zeit – auch über sich selbst als Auferstandener! – hätte er wohl gefunden, dass die von seinem Hauptanliegen so weit weg führen und das Wesentliche, worum es ihm ging, so sehr verschütten wie die übertriebene, kultische Gesetzmässigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, mit denen er es zu tun hatte; dasselbe in Grün – oder noch schlimmer – und in einer griechischen, später lateinischen, Gedankenwelt, Denk- und Ausdrucksweise, die ihm und jedem hebräisch denkenden Menschen völlig fremd und nicht nachvollziehbar gewesen wäre.

Jesus war im Disput mit seinen rabbinischen, pharisäischen Gegnern sehr versiert, eigenständig und stark im Argumentieren. Im theologischen Disput war er seinen Gegnern gewachsen, obwohl in der Sache anderer Meinung. Er ist aber als Lehrer von den Menschen und auch von Pharisäern respektiert worden. Man hat ihn Meister genannt und Rabbi. Seine Anhänger haben ihn mit Mose und Elia zusammen gesehen, einer wie sie, der von ihren Anfängen her wesentliche Grundlagen neu zur Geltung bringt.

Sein Denken und seine Sprache waren biblisch-alttestamentlich, Hebräisch-Aramäisch. Und das ist ein anderes Denken und eine andere Sprache als Griechisch und Latein oder hellenistisch-gnostisches Denken und erst recht anders, als das Reden und Denken in unseren modernen Sprachen, in die es später übersetzt und übertragen wurde. Jede dieser Sprachen hat ihre Besonderheiten, Wörter sind nicht genau gleichbedeutend, Aussagen bekommen eine andere Färbung, rufen beim Hören in einer anderen Sprache ganz andere Assoziationen hervor, so dass sich Aussagen und ihre Bedeutung verändern, auch wenn man meint, es sei doch wörtlich übersetzt.

Jesus kritisiert Macht, Herrschaft und Hierarchie

Sein Denken und seine Themen gehören in das Umfeld der spätjüdischen Apokalyptik. Seine Wurzeln liegen in der biblischen Prophetie und in der biblischen Weisheit. Er rechnete mit einer durchaus eigenständigen, «präsentischen» Eschatologie, dass das Reich Gottes in seinem und in unserem Leben konkret zu wachsen anfängt. Diesem «apokalyptischen» Denken entsprechend waren seine wichtigsten Themen und Anliegen.

Typisch für die Apokalyptik waren die Hauptthemen von Jesus die Macht, die Herrschaft, das Königtum Gottes oder der Himmel und die Art und Weise der Machtausübung. Mk. 10,42-45 par.: «Ihr wisst, die als Herrscher der Völker gelten, unterdrücken sie, und ihre Grossen setzen ihre Macht gegen sie ein. Unter euch aber sei es nicht so, sondern: Wer unter euch gross sein will, sei euer Diener, und wer unter euch der Erste sein will, sei der Knecht aller. Denn auch der Menschensohn ist (ich bin) nicht gekommen, um sich (mir) dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein (mein) Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.» Oder Mt. 23,8.11 und öfter: «Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder (oder Schwestern). ... «Der Grösste unter euch aber soll euer Diener sein.»

Mit den Obrigkeiten und ihrer Art der Machtausübung hatte Jesus offensichtlich grosse Mühe. Dazu hatte er eine ganz andere Vorstellung. Soweit möglich ist er den Obrigkeiten ausgewichen, einmal auch ins Ausland. Er hat Anleitungen dazu gegeben, wie man sich im Kontakt oder in der Auseinandersetzung mit ihnen verhalten könnte. Mit grosser, innerer, geistlicher Stärke wollte er versuchen, sie friedlich zu überwinden und ihnen womöglich Respekt oder gar Verständnis und Freundschaft abzurufen (Mt. 5,39.41 s.u. zur Bergpredigt).

Mit den römischen Besatzern hat er so wenig wie möglich zu tun haben wollen. Kollaborateure (Zöllner) hat er ihnen abspenstig gemacht und in seine Anhängerschaft gezogen. Eine Doppeldrachme für die Tempelsteuer hat er bezahlt, als es unausweichlich wurde. Es hat aber ein Wunder gebraucht, dass er an die zwei Geldstücke kam für sich und Petrus (Mt. 17,24-27). Römisches Geld hat er nicht im Sack gehabt und sogar geraten, man solle es dem Kaiser zurückgeben; es gehöre ja ihm, wie sein Bild und die Umschrift bestätigen (Mk. 12,13-17). Seine Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen mit den jüdischen Obrigkeiten waren notorisch.

Gelegentlich erhielt er dafür aber auch Unterstützung und Respekt von Pharisäern. Von einem Pharisäer Simon wurde er zum Essen eingeladen, und er folgte der Einladung (Lk. 7, 36). Ein Schriftgelehrter wollte sogar als Jünger mit ihm gehen (Mt. 8,19).

Am Schluss, in Jerusalem, wurde die Konfrontation mit den Machthabern unvermeidlich. Ich weiss nicht, ob er heimlich gehofft hat, mit seinem Gottvertrauen und seiner inneren Kraft auch da noch unbeschadet davonzukommen. Wahrscheinlich nicht; gehofft vielleicht schon, aber er hat es bei seinem Gebet in Gethsemane ganz in Gottes Hand gelegt. Dazu hatte er auch schon längst vor Augen, wie es Johannes dem Täufer ergangen ist. Er musste auch für sich damit rechnen. Trotzdem ist er dieser letzten Konfrontation nicht ausgewichen. Er fühlte sich offensichtlich – zusammen mit seiner Anhängerschaft, die er mit seiner Lehre geistlich darauf vorbereitet hat – dieser Auseinandersetzung mit der geistlichen und weltlichen Macht letztlich doch gewachsen. Nicht zu Unrecht, wie sich in der Folge zeigte.

Der Sieg im Nachhinein

Jesus wurde gekreuzigt. Das ist ein geschichtliches Faktum, das auch ausserhalb der Bibel bezeugt ist.

Damit wurde die Jesusbewegung sozusagen «geköpft», ihres überragenden, geistlichen Lehrers und Anführers beraubt. Zudem wurde die Gemeinde seiner Anhänger anhaltend weiter verfolgt. Es wäre zu erwarten gewesen, dass sie nicht mehr lange existiert hätte. Das Gegenteil davon ist geschehen.

Als «Urgemeinde» hat sich der Kern seiner Anhängerschaft als Gemeinde unter der Führung von Jakobus, dem Bruder von Jesus, Petrus (Kephas) und Johannes in Jerusalem festgesetzt, bis zu ihrer Vertreibung im Jahr 70 infolge des Krieges mit den Römern. Petrus und Johannes wurden mehrmals gefangen genommen, aber jeweils wieder freigelassen oder wunderbarerweise befreit (Apg. 4 und 5), wobei sie auch vom berühmten Rabbi Gamaliel I. Fürsprache bekommen hatten. Als erster Märtyrer nach Jesus wurde der Diakon Stephanus gesteinigt (Apg. 5-7), vermutlich etwa im Jahr 35.

Trotz aller Verfolgung ist die Gemeinde gewachsen und hat sich schon in weitere Städte im Nahen Osten ausgebreitet. Saulus, ein junger Schriftgelehrter und Schüler des grossen Gamaliel, tat sich als Verfolger besonders hervor. Er war schon bei der Steinigung des Stephanus dabei. Kurz danach reiste er mit einem Trupp nach Damaskus, um die Anhänger Jesu auch dort zu fangen. Das war nach seiner eigenen Darstellung im Galaterbrief (Gal. 1,11-17) im Jahre 36. Dort, vor Damaskus, erlebte er eine merkwürdige Begegnung mit dem Auferstandenen, was ihn derart überzeugte, dass er die Front wechselte, sehr in sich ging und dann zum wirksamsten Verkündiger und Verbreiter des jungen, christlichen Glaubens in der nichtjüdischen Welt wurde, von Syrien über Kleinasien und Griechenland bis Rom.

Im Jahre 38 traf er erstmals mit Petrus und Jakobus in Jerusalem zusammen (Gal. 1,18f.) und im Jahre 49 traf er die Leiter der Urgemeinde wieder, beim sogenannten «Apostelkonzil» in Jerusalem, wo er sich ihr Einverständnis für seine Mission an den Nichtjuden einholte. Keine 100 Jahre nach dem Tod von Jesus gab es christliche Gemeinden rings ums Mittelmeer in allen grossen Städten. Das ist auch ein geschichtliches Faktum.

Dieses Faktum lässt sich nur dadurch erklären, dass die Anhängerschaft von Jesus bei seinem Tod schon derart gross, überzeugt und innerlich, geistlich stark war, dass sie sich nicht nur nicht einschüchtern und unterkriegen liess, sondern sogar eine grosse Attraktivität besass, namentlich unter den Armen, aber nicht nur, sondern auch unter Kaufleuten und später immer mehr auch unter römischen Soldaten.

Dieses Phänomen muss man auch als Faktum anerkennen. Es steht zwar so nirgends geschrieben, aber es ist an der Geschichte ablesbar. Dass es sich so weiterentwickelt hat, ist offensichtlich durch die vorausgegangene Lehre, das Wirken und die Leistung von Jesus bewirkt worden – und oder auch durch Gottes Vorsehung und Wirken, aber das Eine nicht ohne das Andere.

Jesus hat in der Geschichte des Glaubens und in der Weltgeschichte etwas Epochales geschaffen, obwohl er dafür hat sterben müssen.

Jugenderinnerung

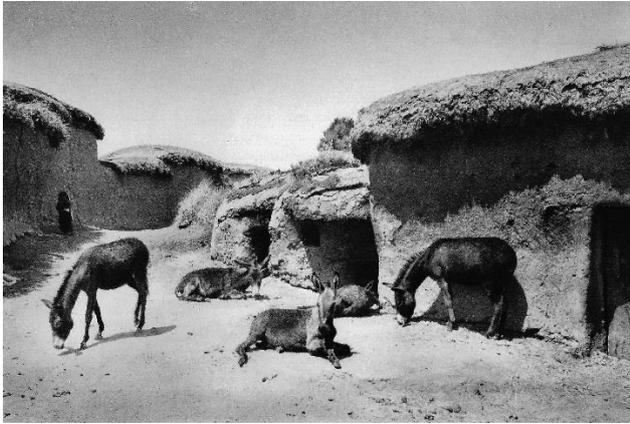
Über die Kindheit und Jugend von Jesus ist in den biblischen Evangelien sehr wenig berichtet, mit einer Ausnahme. In Lukas 2 ist am Schluss eine Erinnerung vom 12-jährigen Jesus berichtet, wie er anlässlich der jährlichen Reise mit seinen Eltern zum Pessachfest nach Jerusalem, dort heimlich zurückgeblieben ist und im Tempel (damit ist der äussere Tempelvorhof, insbesondere die Halle Salomos gemeint, wo die Rabbis diskutiert und gelehrt haben) bei den Gelehrten Fragen gestellt und mit ihnen diskutiert habe. Im Vers 51 heisst es – ganz ähnlich wie vorher im Vers 19! – «seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen». Das ist für mich ein deutlicher Hinweis darauf, dass auch diese Jugenderinnerung direkt aus der mündlichen Familientradition überliefert worden ist, sei es von Maria selber oder von seinem Bruder Jakobus, die beide oder wenigstens Jakobus noch bis zum Jahr 62 in der Jerusalemer Gemeinde gelebt hatten.

Weiter vernehmen wir hier, dass Jesus schon in seiner Jugend regelmässig, jährlich, nach Jerusalem gereist ist. Das ist auch anzunehmen; das war üblich. Ebenso zeigt diese Reminiszenz, dass Jesus eine fortgeschrittene, religiöse Bildung hatte. Mit 12 könnte er da auch «Bar-Mizwa» geworden sein – quasi konfirmiert. Mit 14 galt man damals ohnehin als erwachsen und religiös mündig und musste arbeiten wie ein Erwachsener. Das war so etwa im Jahr 6 oder 7 unserer Zeitrechnung.

Bauhandwerker in Nazareth

Der Sohn von König Herodes, Herodes Antipas, liess in den Jahren nach 4 vor Christus, als er «Tetrarch» von Galiläa wurde, die zerstörte, antike Stadt Sepphoris acht Kilometer von Nazareth wieder aufbauen und ebenso die Stadt Tiberias, die er im Jahre 19 zu seiner Residenz machte. Es liegt nahe anzunehmen, dass diese grossen Städtebaustellen ganz in der Nähe von Nazareth alle Bauhandwerker im Einzugsgebiet benötigt hatten. Mit grosser Sicherheit ist anzunehmen, dass auch Jesus mit seinem Vater zusammen auf diesen Baustellen – vielleicht jahrelang – gearbeitet hat. Antipas war ein Hellenist und der römischen Oberherrschaft untergeben. Diese Städte waren hellenistische Städte. Fromme Juden mieden sie noch lange. Umgangssprache auf diesen Baustellen dürfte nebst Aramäisch sicher auch Griechisch gewesen sein. Das Koine-Griechisch war damals die Weltsprache wie heute Englisch. In der römischen Administration wurde Griechisch gesprochen. Ein junger, kluger Bauhandwerker wie Jesus hat

diese Sprache bei der Arbeit sicher rasch gelernt. Dass Jesus auch Griechisch konnte, heisst es ausdrücklich zwar nirgends, es ist aber anzunehmen. Wenn er am Schluss mit Pilatus gesprochen hat, dann sicher nicht Aramäisch, sondern Griechisch.



So kann ein Dorf zur Zeit Jesu ausgesehen haben



So wurde noch Anfang 20. Jh. gebaut

Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit

Die Evangelien berichten dann erst ausführlich über Jesus, als er seinen Beruf als Bauhandwerker aufgegeben hat und als religiöser Lehrer und Wanderprediger aufgetreten ist. Diesen Schritt hat er im Jahr 28 unserer Zeitrechnung vollzogen, als er etwa 35 Jahre alt war. Woher wissen wir das so genau?

In Lk. 3, 1f. heisst es: «Im fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius aber (zu dessen Ehren hat Antipas die neue Stadt am See Genezareth «Tiberias» genannt), als Pontius Pilatus Statthalter von Judäa war und Herodes (Antipas) Fürst (Tetrarch) von Galiläa, sein Bruder Philippus aber Fürst der Landschaft Ituräa und Trachonitis und Lysanias Fürst von Abilene, unter dem Hohepriester Hannas und Kajaphas, da erging das Wort Gottes an **Johannes, den Sohn des Zacharias**, in der Wüste. Und er begab sich in die ganze Landschaft am Jordan und predigte, man solle sich taufen lassen aufgrund der Busse zur Vergebung der Sünden, ...».

Das hier genannte Jahr entspricht dem Jahr 28 unserer Zeitrechnung. (Siehe dazu auch unten, zur politischen Situation dieser Zeit!)

Da kam auch Jesus und liess sich von Johannes im Wasser des Jordanflusses taufen.

In Mk. 1, 10 heisst es dazu: «Sobald er aus dem Wasser stieg, sah er die Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabschweben. Und eine Stimme erscholl aus dem Himmel: 'Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden'». In anderen alten Handschriften sagte die Stimme aus dem Himmel bei Lk. 3, 22: «Mein Sohn bist du, *heute habe ich dich gezeugt.*»

Gottes Sohn

In der christlichen Dogmatik (Glaubenslehre) gibt es die Lehre, dass Jesus Christus Gott und Mensch zugleich sei. Für jüdisches und muslimisches Denken ist das eine skandalöse Aussage und nur schwer zu verstehen – und nicht nur für sie. Die christliche Theologie und Dogmatik ist aber etwas, das es zur Zeit Jesu und auch zur Zeit, als die Evangelien geschrieben worden sind, noch nicht gegeben hat. Diese christlich-theologische Doktrin ist also keine ursprüngliche Basis für den Glauben und schon gar nicht

für das, was Jesus selber gelehrt hat. Was diese dogmatischen Lehren bedeuten, wie und warum es dazu gekommen ist, und was sie für uns noch bedeuten können, das ist nicht hier im Rahmen von «Basics» zu diskutieren, sondern allenfalls später auf einem höheren Level.

Fast alle Christinnen und Christen, die eine religiöse Erziehung und Religionsunterricht genossen haben, haben aber diese Lehre, dass Jesus «Gottes Sohn» sei, so vermittelt bekommen. Volkstümlich stellt man sich wohl oft vor, dass Jesus Christus eine göttliche Natur zugesprochen wird, weil es in der Weihnachtsgeschichte heisst, der Heilige Geist habe Jesus in Maria gezeugt. Er sei darum «Sohn Gottes» und habe eine göttliche Natur. Einige haben sogar gedacht, seine irdische Menschennatur sei überhaupt nur scheinbar gewesen, eine Art Verkleidung, die er durch Kreuz und Auferstehung dann (endlich) wieder ablegen konnte. Auch das gehört ins Reich der theologischen Spekulation und wurde in der kirchlichen Lehre im Übrigen nicht akzeptiert.

Im Glaubensbekenntnis wird darum ausdrücklich festgehalten, dass er wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen sei.

Weil wir von diesen Dingen gehört haben, sind wir stets versucht, diese späteren Lehren in die Bibel hineinzuzinterpretieren, wenn uns gewisse Stichworte oder Aussagen daran erinnern. Viele Theologinnen und Theologen meinen deshalb auch, wenn Jesus hier in der Bibel als «Gottes Sohn» bezeichnet wird, meine das seine göttliche Natur, und wenn er als «Menschensohn» bezeichnet wird, meine das seine menschliche Natur. Das stimmt aber so nicht, wenn schon, wäre es gerade umgekehrt.

Wir müssen uns vor Augen halten, dass es zur Zeit von Jesus und den Aposteln noch kein Neues Testament gegeben hat. Seine und ihre Bibel war das, was wir Altes Testament nennen. Diese Bibel ist Hebräisch und Aramäisch geschrieben und gedacht. Jesus und seine Jünger haben untereinander und mit den Leuten im Land Aramäisch gesprochen. Das sind beides ähnliche, semitische Sprachen. Auch das, was später im Neuen Testament Griechisch aufgeschrieben worden ist, ist zuvor auf Aramäisch gedacht, erzählt und überliefert worden. Davon müssen wir ausgehen, und dessen muss man sich stets bewusst sein. Nur ist es leider so, dass nicht einmal alle Theologinnen und Theologen in diesen semitischen Sprachen wirklich gut bewandert sind.

Als «Sohn Gottes» ist in der Bibel von Menschen die Rede.

Die Könige des Gottesvolkes und Propheten wurden gesalbt. Sie sind «Maschiach» (Messias), Gesalbte. Im Psalm 2 heisst es vom König des Gottesvolkes, seinem, Gottes, Gesalbten im Vers 7:



PSALM 2, 7 – ZUM KÖNIG GESAGT:

«MEIN SOHN BIST DU,

ICH HABE DICH HEUTE GEZEUGT»

Das meint, bei der Einsetzung als König seines Volks. Der König ist deshalb nicht göttlich oder wirklich ein leiblicher Sohn Gottes, sondern er ist ein Mensch, der Gott ganz besonders verbunden ist mit einer ganz besonderen Aufgabe in seinem Auftrag. In semitischen Sprachen kann man einen Menschen z.B. einen Beduinen «Sohn der Wüste» nennen oder einen andern «Sohn des Friedens», wenn er sich ganz besonders für den Frieden einsetzt.

Wenn **Johannes der Täufer** nach dem Johannesevangelium (Joh. 1, 34), nach der Taufe gesagt hat: «Ich habe gesehen und bezeugt, dass dieser der Sohn Gottes ist» - auf Griechisch aufgeschrieben -, dann hat er auf Aramäisch eigentlich nur sagen können «... dass dieser Sohn Gottes ist» - ein Sohn Gottes, nicht unbedingt «der» Sohn Gottes im Sinne der theologischen Dogmatik. Er ist einer, der in ganz besonderem Masse in Gottes Dienst steht und von ihm gesegnet und beauftragt ist.

Wir Heutigen, die wir die Rede von der Dreieinigkeit Gottes im Ohr haben, vom Vater und vom Sohn und vom Heiligen Geist, die eins seien, wir hören aus den Worten «dieser ist der Sohn Gottes» fast unweigerlich heraus: Aha, das ist DER Sohn Gottes, die göttliche, zweite Person der Trinität. Eine Trinitätslehre hat es damals aber noch lange nicht gegeben. Sogar wenn wir zusätzlich noch daran denken, dass in Joh. 14, 9ff. gesagt ist: «Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen» und «glaubt mir, dass ich im Vater bin und der Vater in mir» und ähnlich schon 12,45, dann ist auch hier noch nicht daran gedacht, dass Jesus eine gottgleiche Person ist, denn in Joh. 14,28 heisst es auch: «Der Vater ist grösser als ich».

Nach der Auferstehung ist der Auferstandene von den Gläubigen immer mehr erhöht worden – insbesondere in den gnostisch-hellenistischen Kreisen, zu denen die johanneischen Schriften eine besondere Nähe haben. Wenn wir darauf schauen wollen, wie Jesus selber zu seinen Lebzeiten darüber gedacht und geredet hat, dann müssen wir den Blick in eine andere Richtung lenken auf das, was glaubhafter «historischer» Bericht ist über ihn, wo man ihn in den Berichten quasi näher, authentischer, mit seiner Stimme sprechen hört.

Gott, der Vater im Himmel

Etwas von dem, was es vor Jesus so gar nicht gegeben hat, was er neu gelehrt hat, ist doch, dass er Gott als seinen Vater angesprochen hat, ja, dass er im Unservatergebet sogar uns gelehrt hat, Gott als Abba, als Vater, anzusprechen.



UNSER VATER, DER IN DEN HIMMELN. DEIN NAME WERDE GEHEILIGT.

DEINE KÖNIGSHERRSCHAFT KOMME. DEIN WILLE WERDE GETAN,

WIE IM HIMMEL AUCH AUF ERDEN.

UNSERE RATION BROT GIB UNS HEUTE.

UND ERLASS UNS UNSERE VERSCHULDUNGEN,

WIE AUCH WIR DENEN VERGEBEN HABEN, DIE SICH AN UNS VERSCHULDET HABEN.

UND FÜHRE UNS NICHT HINEIN IN VERSUCHUNG,

SONDERN ERRETTE UNS VOR DEM BÖSEN.

Mt. 6, 9-15

Abba, Vater sagt ein Sohn oder eine Tochter zum Vater. Er hat sich in diesem Sinn als Sohn, als ein Kind Gottes betrachtet. Und mehr noch: Er hat auch uns auf dieselbe Stufe «erhöht». Nicht er hat sich über uns erhöht, sondern er hat uns zu sich auf dieselbe Stufe erhöht. Auch wir sind Kinder Gottes, Söhne und Töchter Gottes so wie er und dürfen Gott als «unser Vater im Himmel» ansprechen. Das ist neu, und das ist unerhört neu und anders und wichtiger als alles, was in dieser Hinsicht vorher und nachher gedacht und gesagt worden ist. Auch wenn er der Lehrer und Meister seiner Jüngerinnen und Jünger gewesen ist, hat er sich doch nicht selber überhöht, sondern umgekehrt sogar uns andere auf die gleiche Stufe mit sich gehoben. Das ist epochal gewesen und geblieben.

Paulus hat ihn in diesem Punkt gut verstanden und den Gedanken im selben Sinn weiterentwickelt, wenn er an die Römer schreibt (Röm. 8,14-17): «Alle, die vom Geist Gottes getrieben werden, sind Söhne (und Töchter) Gottes. Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, dass ihr euch wieder fürchten müsst, sondern ihr habt den Geist der Annahme an Sohnes Statt empfangen; in diesem rufen wir: Abba, Vater! Dieser Geist bezeugt mit unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi; sodass, wenn wir schon mit ihm leiden, wir auch mit ihm verherrlicht werden».

Auf diese Art ist die Gottessohnschaft und Gotteskindschaft aus der Botschaft Jesu heraus ursprünglicher und besser verstanden.

Der «Menschensohn»

In den Evangelien kommt öfters vor (36x ohne Parallelstellen), dass Jesus von sich selber in der dritten Person als «Sohn des Menschen» – auf Griechisch «υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου» – gesprochen habe, z.B. in Mk. 2,28, wo es heisst: «So ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat» oder in Lk. 9,28, wo es heisst: «Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester; der Menschensohn dagegen hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann».

Diese Stellen machen glauben, Jesus habe sich selbst «Menschensohn» genannt, «Menschensohn» als ein besonderer Titel verstanden. Das kann nicht sein. – Warum nicht?

«Sohn des Menschen»/«υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου» ist eine wortwörtliche Übersetzung des Hebräischen «ben adam» oder des Aramäischen «bar nascha». Das heisst zwar wortwörtlich «Sohn des Menschen» oder «Menschensohn», aber es bedeutet einfach nur «Mensch», das ist jeder Mensch. Auf Aramäisch – wie Jesus gesprochen hat – kann das deshalb keinesfalls als ein besonderer Titel verstanden werden. «Mensch» kann kein besonderer Titel sein, das sind ja alle, und kein Aramäischsprachiger könnte das je als Titel verstehen. Das funktioniert als Titel überhaupt erst in der wörtlichen, griechischen Übersetzung oder besser Übertragung und in weiteren nichtsemitischen Sprachen wie Latein oder Deutsch. Auf Griechisch ist es als Titel verstanden worden, denn auf Griechisch ist das eine sehr aussergewöhnliche Bezeichnung für einen Menschen. Der Titel «Sohn des Menschen»/«υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου» hat sich eingebürgert als Bezeichnung für den kommenden oder wiederkommenden Messias.

Diesem Titel liegt folgendes zugrunde: In Dan. 7,13 heisst es auf Aramäisch in einer Vision Daniels – auf Deutsch richtig übersetzt: «Mit den Wolken des Himmels kam einer wie ein Mensch (wörtlich «bar enasch» - «Sohn-Mensch») und gelangte bis zu dem Alten an Tagen (dem Hochbetagten) und wurde vor ihn geführt. Ihm wurde Macht verliehen und Ehre und Reich, dass die Völker aller Nationen und Sprachen ihm dienten. Seine Macht ist eine ewige Macht, die niemals vergeht, und sein Reich wird nimmer zerstört.»

חֲזָה הוּיִת בְּחֻזְוֵי לַיְלִיָּא וְאַרְו עִם-עֵנְנֵי שְׁמַיָּא כְּבַר אָנֹשׁ אֶתְהָ הוּהּ וְעַד-עֵתִיק, יוֹמֵיָא מְטָה
וְקַדְמוּהִי הִקְרְבוּהִי:

וְלֵה יְהִיב שְׁלֹטָן וְיִקְר וּמִלְכוּ וְכָל עַמְמֵיָא אַמְיָא וְלִשְׁנֵיָא לֵה יִפְלְחוּן שְׁלֹטָנָה שְׁלֹטָן עֲלֵם
דִּי-לֵא יַעֲזֵה וּמִלְכוּתָהּ דִּי-לֵא תִתְחַבֵּל:

Dan. 7, 13f.

«Mit den Wolken des Himmels» kommt in der Bibel nur eine Erscheinung Gottes, hier die göttliche Erscheinung eines endzeitlichen Herrschers des kommenden Gottesreiches.

Im Rückblick auf diese Stelle heisst es in der Apostelgeschichte beim Bericht von der Himmelfahrt Jesu (Apg. 1,9-11): «Als er dies gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken. Und während sie ihm unverwandt nachschauten, wie er in den Himmel auffuhr, da standen auf einmal zwei Männer in weissen Kleidern bei ihnen, die sagten: Ihr Leute aus Galiläa, was steht ihr da und schaut hinauf zum Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen wurde, wird auf dieselbe Weise wiederkommen, wie ihr ihn in den Himmel habt auffahren sehen». Das heisst, nach seiner Auferstehung und nach seiner Erhöhung in den Himmel – zu Gott, wurde in ihm dieser endzeitliche Weltenherrscher gesehen, der so – «mit den Wolken des Himmels» – wiederkommen wird, als göttliche Erscheinung.

In der Theologie wird in Jesus als «Menschensohn» allerdings oft seine wahrhaft menschliche Natur gesehen und in seiner Bezeichnung als «Gottessohn» seine wahrhaft göttliche Natur. Ich sage, es wäre eigentlich eher umgekehrt: «Sohn Gottes» ist eine Bezeichnung für einen Menschen, der Gott oder dem Gott besonders verbunden ist. Söhne, Töchter und Kinder Gottes sind wir alle. Und der «Menschensohn» als endzeitlicher Herrscher und Richter ist eigentlich eine überzeitliche, göttliche Erscheinung am Ende der Tage.

Nun noch: Was hat Jesus auf Aramäisch wirklich gesagt, wenn er mit Blick auf sich selber gesagt hat: «Der Mensch ist Herr auch über den Sabbat» oder «... der Mensch hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann»? Auf Aramäisch war es ein Ausdruck von Bescheidenheit, so in der 3. Person von sich zu reden. Man sagte nicht gern «ich», aber es bedeutet genau das – «ich» -, so wie wir noch gelehrt wurden, man beginne einen Brief nicht mit «ich». Und unsere älteren, akademischen Lehrer haben sogar gesagt: Man sagt in der Predigt niemals «ich» - wir reden nicht von uns, sondern von Gott. Das haben wir – nach 68! – natürlich so nicht mehr eingehalten.

Paulus berichtet aber ganz ähnlich in 2. Kor. 12,2 von sich selbst in der 3. Person: «Ich weiss von einem Menschen in Christus, dass er vor vierzehn Jahren ... bis in den dritten Himmel entrückt wurde. Und ich weiss von dem betreffenden Menschen, ... dass er in das Paradies entrückt wurde und unaussprechliche Worte hörte, die ein Mensch nicht sagen darf».

Alle «Menschensohn»-Stellen in den Evangelien verstehen sich ganz natürlich so, dass Jesus damit einfach anstelle von «ich» sich selbst meinte. In seiner Sprache – auf Aramäisch – wäre es auch gar nicht anders verstanden worden.

Filterbrillen und Vorurteile

Die Auslegungstradition, was wir immer schon so gehört haben und zu verstehen meinen, sind leider oft so etwas wie Filterbrillen, die uns dazu verführen, dass wir den Text – so wie er dasteht – gar nicht mehr unvoreingenommen wahrnehmen und verstehen können, sondern ihn immer schon eingengt, durch unser Vorverständnis filtern oder gar falsch verstehen.

Manchmal hat das schon im Text in der Bibel selber angefangen.

In Mk. 4,1-9 ist zum Beispiel ein berühmtes Gleichnis von Jesus berichtet, das Gleichnis vom Säemann. Das Gleichnis ist interessant und vielsagend. Seine Aussage wird aber anschliessend in den Versen 10-20 in einer allegorischen Auslegung für die Jünger, die nicht so recht nachgekommen waren, in eine ganz bestimmte Richtung sehr eingeschränkt ausgelegt. Und fast alle Auslegerinnen und Ausleger sind seither versucht, wenn sie das Gleichnis auslegen, eigentlich nur die nachfolgende, allegorische Auslegung weiter auszulegen, weil das einem ja auch so schön einleuchtet.

Worte Jesu werden missverstanden

Oft werden ganz deutliche Aussagen Jesu in der weiteren Auslegung sogar schamlos ins Gegenteil verkehrt. Ein Paradebeispiel dafür ist seine Aussage in Mt. 22,21: «So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!»

Politiker – vor allem von der Rechten – zitieren dieses Wort schnell und gern, wenn sie eine Einmischung von kirchlicher Seite in die Politik abwehren wollen. Sie verstehen das Wort ähnlich wie das Sprichwort «Schuster bleib bei deinen Leisten!» und meinen, Glaube habe in der Politik nichts zu suchen, Politik habe säkular zu sein und brauche keine religiösen Argumente – vor allem nicht, wenn sie für linke, soziale Anliegen sich einsetzen.

Das Wort vom Geld des Kaisers ist aber gerade umgekehrt eine politische Kampfansage. Der Ausgangspunkt dazu war eine absichtliche, gezielte Provokation durch die religiöse und politische Elite aus Jerusalem. Abgesandte des Fürsten und des Hohen Rates wollten ihn bei einer antirömischen Aussage fangen, um ihn als politischen Aufrührer anklagen zu können. Dazu stellten sie ihm als Rabbi eine Frage, die er aus Sicht der jüdischen Lehre beantworten sollte, nämlich: Was sagst du, ist es erlaubt dem Kaiser Steuer zu geben oder nicht?

Die Frage ist in mehrfacher Hinsicht brisant. Die Steuer war ein römisches Gesetz, dem sie selbstverständlich unterworfen waren. Die Römer hatten die Oberherrschaft im Land. Grossen Teilen des Volkes war diese Fremdherrschaft verhasst, aber die politische und religiöse Elite in Jerusalem hatte sich notgedrungen mit den Römern arrangiert. Sie genossen eine gewisse Eigenständigkeit in den inneren und religiösen Angelegenheiten, aber nur unter der strengen Kontrolle und einem wechselnden Wohlwollen Roms. Sie durften Rom nicht negativ auffallen. Das Land war selbstverständlich auch in die römische Wirtschaft und das Geldwesen eingebunden. Einzig für die Tempelsteuer und den religiösen Gebrauch konnten oder mussten die Leute eigenes, jüdisches Geld gebrauchen. Deshalb waren ja auch die Geldwechsler auf dem äusseren Tempelvorhof, damit die Leute das römische in jüdisches Geld wechseln konnten.

Für die frommen Juden gab es da eben noch ein weiteres Problem. Auf den Münzen war der Kaiser abgebildet mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupt. Der Kaiser hatte göttlichen Charakter; man musste ihn als Gott verehren. Das Bild eines Gottes im Sack zu haben und damit bezahlen zu müssen, das ging für Juden eigentlich gar nicht, und doch waren sie dazu gezwungen.

Jesus verstand ihre boshafte und heuchlerische Fangfrage sofort und auch, wie gefährlich sie für ihn war. Er sagte als Erstes: Zeigt mir eine Steuermünze!

Wir verstehen sofort: Jesus selbst hat keine solche Münze im Sack, seine Gegner aber schon. So zeigten sie ihm einen Denar, und er fragte sie weiter: Wessen Bild und Aufschrift ist darauf? – Sie sagten: Des Kaisers.

Darauf sagte Jesus: Also gebt dem Kaiser sein Geld, gebt es ihm zurück, es gehört ihm! Und gebt Gott, was Gottes ist! Damit meint er: Haltet Gottes Gebot, befolgt seine Weisungen und seinen Willen in allem. Indirekt sagt er damit auch, ohne es auszusprechen: Macht's wie ich und nehmt dieses verdammte Römergeld gar nicht an! Er rät also unausgesprochen aber sehr deutlich zu einem Boykott der römischen Wirtschaft, zu einer Nonkooperation mit der römischen Herrschaft durch passiven Widerstand. Wie ein gewiefter Jurist oder Politiker sagt er dazu aber nur gerade so viel, dass man ihn dabei nicht wirklich ins Recht fassen kann, aber sehr genau merkt, wie es gemeint ist. Wie politisch ist denn das!

Diesen gewaltlosen Widerstand und worum es ihm dabei genau geht, hat er an einer zentralen Stelle in der Bergpredigt konkret an Beispielen weiter ausgeführt. Er hat damit eines der stärksten, politischen Kampfmittel entworfen und propagiert, mit dem in der Weltgeschichte auf positive Weise sehr viel und Wesentliches erreicht worden ist. Dazu später zu jener Stelle mehr.

Wie «historisch» sind die Evangelien?

Die Evangelien sind keine historischen Berichte über den Lebenslauf Jesu. Sie sind weder tagebuchartig noch ein Reisebericht oder ein Bericht über die Abfolge der Geschehnisse bei seiner öffentlichen Wirksamkeit. Und doch lassen die Berichte in den Evangelien da und dort immer wieder sehr interessante Rückschlüsse auf reale Umstände und Fakten zu. Den Evangelisten, welche die Berichte aufgeschrieben haben, mögen diese Hintergründe oft nicht einmal mehr bewusst gewesen sein. Sie haben einfach getreulich aufgeschrieben, was ihnen berichtet worden ist. In diesen Berichten sind aber oft Details enthalten, die nicht erfunden sein können, gerade weil sie so eigenartig und für die späteren Leser eigentlich nicht mehr verständlich sind. Sie fallen aber denjenigen Lesern umso mehr auf, die in der jüdischen Religion und Kultur jener Zeit gut bewandert sind.

Dazu ein paar interessante Beispiele zum Kontakt Jesu mit den Qumran-Essenern.

Ein alternatives Hochzeitsfest

Im Johannesevangelium wird als erstes Zeichen berichtet, was Jesus auf einer Hochzeit in Kana getan habe, zum Zeigen, was Gottes Wille ist: Er habe Wasser in Wein verwandelt.

Eine Hochzeit im Judentum war damals und bis heute ein grosses, wichtiges Fest, das eine ganze Woche dauerte. An dieser Hochzeitsfeier in Kana, zu der Jesus mit seiner Mutter eingeladen war, gab es sonderbarerweise schon kurz nach Beginn keinen Wein mehr. Es sieht so aus, als ob der Wein nur gerade für das religiöse Tischgebet da gewesen ist und danach Wasser hätte getrunken werden sollen. Das kam seiner Mutter sehr seltsam vor – und nicht nur ihr, uns eigentlich auch. Offensichtlich war das eine Art alternative Hochzeit oder eine Hochzeit von Alternativen, von Wasser statt Wein Trinkern. Und das gab es damals tatsächlich. Das passt zu den sogenannten Essenern, die enthaltsam lebten. Der römisch-jüdische Historiker und Schriftsteller Josephus hatte schon von ihnen berichtet. Bis zu den Entdeckungen in Qumran 1948 und später waren sie aber nur wenig bekannt.

Dazu passt auch, dass dort sehr viel Wasser in grossen Steinkrügen bereit war, wie es heisst für ihre (religiösen) Reinigungsbräuche. Wasser für religiöse Waschungen und Bäder waren für sie sehr wichtig. Davon zeugen auch die Ausgrabungen in Qumran. Auch die Taufe des Johannes ganz in der Nähe von Qumran dürfte damit einen Zusammenhang haben. Sechs Steinkrüge voll Wasser standen dort in Kana

bereit, von denen jeder zwei oder drei Bath fassten, das sind 72 oder 108 Liter. Nehmen wir das Mittel, 6x90 Liter, das sind 540 Liter Wasser! Und diese habe er in Wein verwandelt. Das dürfte dann für die ganze Woche gereicht haben. Jesus tat das als Zeichen, als Zeichen dafür, dass es ihm um eine Verwandlung geht, nicht nur von Wasser in Wein, sondern eigentlich um die Verwandlung von dieser Welt in das Reich Gottes. Es ging ihm darum zu zeigen, dass die Gottesherrschaft für uns ein richtiges Fest ist, wie ein grosses Hochzeitsfest mit Wein, dem Zeichen des Festes.

Es zeigt sich an diesem Bericht zwischen den Zeilen, dass Jesus mit Essenern befreundet war und von ihnen zu einer Hochzeit eingeladen wurde, dass er sich aber von ihrer asketischen Strenge auch deutlich unterschied. Die Essener haben sich aus dem Leben der Gesellschaft so weit wie möglich zurückgezogen, um in ihrem Sinn ein möglichst reines Leben führen zu können. Ganz anders Jesus. Er ist den gewöhnlichen Leuten im Leben nachgegangen, hat aber auch mit Essenern Kontakt gehabt.

Dazu gibt es noch einen weiteren, wichtigen Hinweis:

Der Mann, der am Brunnen Wasser holt

Im Markusevangelium (Mk. 14,12-16) ist berichtet, wie Jesus die Jünger das Passahmahl vorbereiten lässt. Er schickte sie aus mit der Anweisung: «Geht in die Stadt (Jerusalem), da werdet ihr einem Mann begegnen, der einen Krug mit Wasser trägt; folgt dem, und wo er hineingeht, da sagt zum Hausherrn: Der Meister lässt fragen, wo ist meine Herberge, wo ich mit meinen Jüngern das Passahmahl essen kann? Und er wird euch ein grosses Obergemach zeigen, das mit Polstern belegt und bereit ist.»

Nun kann man natürlich annehmen, Jesus habe das alles so im Voraus gewusst, weil er allwissend oder es ihm von Gott so gegeben war. Viel wahrscheinlicher ist aber eine andere Annahme. Jesus kannte das Haus und die Leute dort. Dass ein Mann Wasser trägt, das ist sehr aussergewöhnlich. Wasserholen ist Frauen- oder Mädchenarbeit. Ein Mann, der Wasser holt, dürfte in Jerusalem absolut einzigartig gewesen sein. Das heisst nämlich, dass in seinem Haus und Haushalt keine Frau war; es war eine Lebensgemeinschaft von unverheirateten Männern, eine Art «Franziskanergemeinschaft» jener Zeit. Und eine solche, enthaltsame Gemeinschaft hat es tatsächlich gegeben, die auch in der Stadt Jerusalem eine Niederlassung hatte, nämlich wiederum die Essenergemeinschaft. Jesus war ihnen bekannt als Meister, als Lehrer oder Rabbi, und sie waren seine Freunde. Er kannte vermutlich dieses Haus und den Gemeinschaftssaal im oberen Stock.

Die Annahme, dass Jesus erst am Schluss seiner öffentlichen Wirksamkeit und erstmals auf seiner einzigen Reise nach Jerusalem dort gewesen sei, ist ganz sicher falsch. Sie ist hervorgerufen worden vom literarischen Aufbau des Markusevangeliums. Und dieser Aufbau ist von Matthäus und Lukas in den Grundzügen übernommen worden, entspricht aber nicht wirklich dem geschichtlichen Verlauf, mit Ausnahme von dem, was über seine letzte Lebenswoche in Jerusalem berichtet wird.

Wie oben unter «Die Grundlagen» schon angetönt, interessiert sich das Markusevangelium für die ganze Lebensgeschichte Jesu vor seiner Taufe überhaupt nicht. Es sammelt in einem ersten Teil seine Worte und Taten, was er gemacht, gelehrt und verkündet hat. Als Leitfaden dazu reiht es diese Berichte in der Form von vier Reisen ein, die er von Kfar Nachum (Kapernaum) aus in alle Richtungen unternommen habe.

Kfar Nachum war sozusagen sein Hauptquartier. Dort hat er auch die ersten seiner Jünger als Mitstreiter angeworben und aufgefordert mitzukommen. Diese Reisen führten ihn unter anderem auch in die Philippus-Tetrarchie, jenseits des Sees Genesareth, in das hellenistische Gebiet der 10 Städte und sogar ins heidnische Ausland, nach Tyrus und Sidon. Das könnte sogar eine Art Flucht ins zeitweilige Exil gewesen sein, um sich vor den Nachstellungen der politischen und religiösen Führung vorübergehend in Sicherheit zu bringen.

Am Schluss angefügt hat er dann den Bericht über das Geschehen in Jerusalem, wie es zu seinem Tod am Kreuz kam. Dabei könnten auch Ereignisse, die früher in Jerusalem stattgefunden haben, hier eingefügt worden sein. Ich denke dabei an den Bericht von der Tempelreinigung (Mk. 11,15-19/Mt. 21,12-17/Lk. 19,45-48/Joh. 2,12-17).

Die Vertreibung der Händler und Geldwechsler aus dem Tempelvorhof

Als Jesus die Händler aus dem äusseren Tempelvorhof vertrieb und die Tische der Geldwechsler umstiess, scheint er allein unterwegs gewesen zu sein. Johannes berichtet dieses Ereignis ganz am Anfang von Jesu Wirksamkeit. Da passt es auch besser hin. Es macht eher den Eindruck einer prophetischen Zeichenhandlung, ein Paukenschlag, mit dem er als Prophet angefangen hat, sich öffentlich einzumischen. Am Schluss seiner Wirksamkeit wirkt es wie eine unnötige Provokation vor einer Festzeit, die ohnehin wegen häufigen Unruhen politisch aufgeladen und sensibel gewesen ist. Da konnte das höchstens sein schreckliches Ende am Kreuz noch unausweichlicher machen.

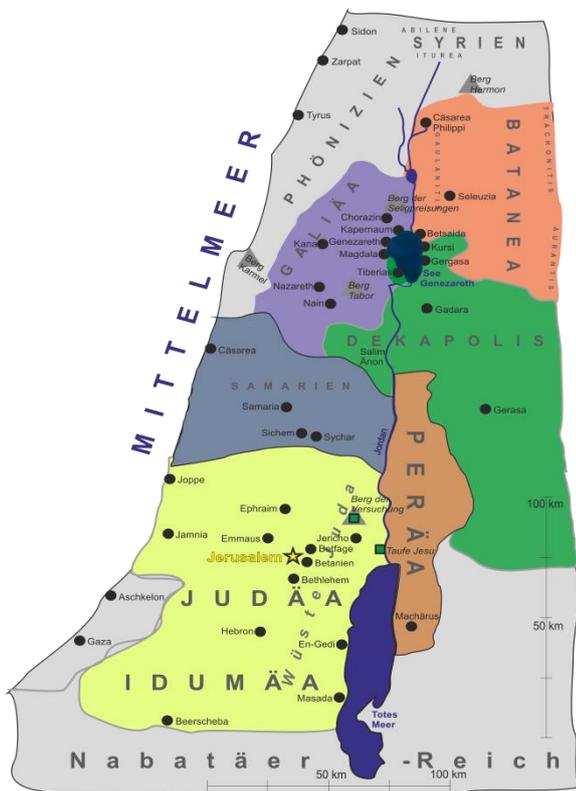
Diese Aktion macht aber auch den politischen und religionspolitischen Charakter seiner Verkündigung deutlich. Sie zeigt uns eine kompromisslose und strenge Seite an ihm auf. Mit Widerstand musste er dabei rechnen, und die Auseinandersetzung damit scheute er nicht. Er war nicht nur lieb. Er war in für ihn zentralen Fragen auch unerbittlich, streng und kompromisslos und schreckte in seinem Kampf auch vor einer ziemlich grenzwertigen «Direkten Aktion» nicht zurück.

Die politische Situation zur Zeit Jesu

Die Gegend um das «Heilige Land» wurde im Jahr 63 v. Chr. durch Pompejus für das Römerreich eingenommen. Es wurde der römischen Provinz Syrien eingefügt. Das Gebiet von Palästina und Transjordanien war für die Weltmacht Rom militärisch und wirtschaftlich wichtig, um die Militär- und Handelsruten zwischen dem Zweistromland und Ägypten zu kontrollieren. Die untergeordnete, interne Verwaltung der Gebiete von Judäa, Galiläa und dem transjordanischen Peräa überliessen sie reichen, machtgierigen, halbjüdischen, hellenistischen Herren wie Antipater, dem Vater von Herodes I., diesem und seinen Söhnen. Die waren aber alle von Rom abhängig und suchten stets das Wohlwollen und die Unterstützung derjenigen, die in Rom herrschten.

Im Jahre 4 v.Chr. war Herodes (der Grosse) I. fast 70 Jahre alt, schwer krank und leidend. Er starb kurz vor Ostern (Pessach). Fünf Tage vorher liess er noch schnell und mit dem Einverständnis Roms seinen ältesten Sohn Antipater hinrichten. Er hasste ihn, weil er sich schon wie ein König aufführte. Ebenso liess er noch ein paar pharisäische Theologiestudenten unter furchtbaren Martern hinrichten, die den goldenen Adler vom Tempel entfernt hatten. Das Land teilte er mit dem Segen Roms unter drei seiner erwachsenen Söhne auf.

Archelaus erhielt Judäa und Samarien. Er wäre als späterer König vorgesehen gewesen, wurde aber nach 10 Jahren abgesetzt. Von da an wurden Judäa und Samarien von einem römischen Prokurator direkt regiert. Sein Amtssitz war in Cäsarea am Meer. Von 26 – 36 n.Chr. war das **Pontius Pilatus**. Er war ein Angehöriger der römischen Equites (Ritter), reicher, römischer Bürger und Geschäftsleute, welche oft auch in der Armee dienten und Reiter stellten. Er war auch Befehlshaber der römischen Truppen im Land.



aus www.clipbuch.de

Herodes **Antipas** (im Neuen Testament oft auch Herodes genannt) war Tetrarch (Vierfürst) von Galiläa und von Peräa, das östlich des Jordans liegt und östlich des Toten Meers. Er war also der Landesfürst von Jesus.

Philippus war bis 34 n.Chr. Tetrarch des Gebietes östlich von Galiläa, jenseits des Jordan und des Sees Genezareth (Golangebiet). Da lebte hauptsächlich eine aramäische und griechisch-hellenistische Bevölkerung und fast keine jüdische. Er selber war auch sehr hellenistisch eingestellt.

Die Familienverhältnisse in dieser Herodesfamilie waren verzwickelt. Herodes der Grosse hatte etwa 10 Frauen, von denen er mehrere umbringen oder einsperren liess, ebenso wie einige seiner vielen Kinder.

Herodias z.B. war eine Enkelin von Herodes dem Grossen und seiner ersten Frau Mariamne. Sie war also auch eine Nichte der Herodessöhne, die Tochter einer Halbschwester. Sie war zuerst verheiratet mit Boethus, einem weiteren Sohn von Herodes I. Der war ihr aber zu wenig erfolgreich und mächtig. Er lebte als Privatmann im Gebiet seines Bruders Philippus (Mk. 6,17 verwechselt ihn mit Philippus).

Dann heiratete sie mit dessen Bruder Antipas – eine Art «Schwagerehe», ohne dass der Schwager Boethus gestorben wäre. Diese Ungeheuerlichkeit rügte Johannes der Täufer, was ihm den Zorn der Herodias eintrug.

Johannes wurde bald nachdem er Jesus getauft hatte von Antipas verhaftet und in der Burg Machärus östlich des Toten Meeres, im Gebiet des heutigen Jordanien, eingekerkert und später getötet. Als Dank für den schönen Tanz von Herodias' Tochter Salome liess Herodias durch ihre Tochter Salome den Kopf von Johannes fordern. Das dürfte etwa nach dem Jahr 30 geschehen sein. – (Lies dazu Mk. 6,14-29!)

Diese Tochter Salome wurde später die Frau von Philippus; sie war also zugleich seine Frau, seine Grossnichte als Tochter von Herodias und seine Nichte als Tochter seines Bruders.

Weiteres zu Johannes dem Täufer

Johannes taufte am Jordan, bei der Jordanfurt, wo die Israeliten unter Josua, nach der 40-jährigen Zeit in der Wüste, ins Gelobte Land eingewandert sind. Der Platz war also nicht zufällig gewählt, sondern er hat eine besondere Bedeutung für die Geschichte des Gottesvolkes, das aus der Wüste kam. Die Wüste ist ein Ort der Besinnung auf die Wurzeln. Nicht zufällig hatten auch die Essener ganz in der Nähe, in der judäischen Wüste, ihr Zentrum. Viele Mitglieder lebten wohl auch in der näheren Umgebung als Asketen in der Wüste ähnlich wie Johannes. Wahrscheinlich gehörte er sogar auch dazu.

Die Lage dort war für Johannes noch aus einem anderen Grund günstig: Rechts vom Jordan war Judäa, wo der römische Prokurator direkt regierte. Links vom Jordan war Peräa, ein Herrschaftsgebiet von Herodes Antipas. Ihm und seiner Frau Herodias fiel er aber trotzdem in die Hände, kurz nachdem er Jesus getauft hatte.

Nach der Taufe wurde Jesus 40 Tage in der Wüste vom Satan versucht, wie es in den Evangelien heisst. Es war für Jesus wohl auch eine Zeit der Besinnung auf seinen Auftrag, auf das, was er vorhatte, auf seine weitere Lebensaufgabe und seine Ziele, was er jetzt tun sollte.

Danach heisst es in Mk. 1,14: «Nachdem Johannes gefangengesetzt worden war, kam Jesus nach Galiläa und predigte das Evangelium Gottes».

Noch aus dem Gefängnis sandte Johannes seine Jünger zu Jesus, als er von dessen Wirken gehört hatte, und liess ihn fragen (Mt. 11,1-5; Lk. 7,18-23): «Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten?»

Johannes war also doch nicht sicher, ob Jesus der verheissene Messias war. Das widerspricht doch sehr dem charismatischen Bekenntnis, das er anlässlich der Taufe Jesu über ihn gesagt haben soll. Vermutlich entsprechen jene Bezeugungen mehr dem späteren Glauben und der Überzeugungen der ersten Christen, dem, was sie den Späteren überliefern und bezeugen wollten.

Als Antwort liess Jesus Johannes mit Zitaten aus dem Propheten Jesaja (35,5f.; 61,1) ausrichten: Berichtet dem Johannes, was ihr seht und hört: «Blinde werden sehend» und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote werden auferweckt und «Armen wird die frohe Botschaft gebracht».

Sie sollen berichten, was sie sehen und hören. Jesus weist auf das hin, was geschieht, auf Fakten, sozusagen auf seinen «Leistungsausweis», um was es bei seiner Verkündigung wesentlich geht.

Das Schicksal Johannes war für Jesus sicher auch ein Vorzeichen und eine Warnung, wie es ihm selber ergehen könnte. Jesus war damals ja bereits etwa 35 Jahre alt oder mehr, ein gestandener, erfahrener Mann im mittleren Alter. Der war nicht naiv und ging trotzdem sehenden Auges seinen Weg, wohlweisend, was ihm blühen konnte.

Das Teamwork

Das Erste, was Jesus überhaupt machte, als er anfang, die frohe Botschaft vom Willen Gottes und von seinem Königtum unter den Menschen zu verkündigen, war Folgendes: Er hat sich ein Team von Mitwirkenden gesucht. Jesus war von Anfang an ein «Teamworker». Er ist nicht allein losgezogen und prophetisch aufgetreten wie Johannes der Täufer. Das heisst aber auch: Sein Ansatz war grundsätzlich und von Anfang an nicht ein individueller, sondern ein sozialer. Es ging ihm um die ganze Lebensgemeinschaft. Es ging ihm um das Volk – primär um DAS Volk, das Volk Gottes. Man kann wohl sagen: Er wollte das Volk Gottes reformieren und zu den Wurzeln seines Gottesglaubens zurückführen und den zentralen Gehalt wiedergewinnen von dem, was es heisst, wahrhaftig und ganz auf Gottes Wort und Weisung zu hören. Nicht zufällig hat er 12 von seinen Jüngern speziell bezeichnet und ausgebildet, sozusagen als Anführer eines neuen Gottesvolkes mit seinen 12 Stämmen. Er war so etwas wie ein Moses redivivus, ein wieder lebendig gewordener Mose oder ein Elia, das Urbild eines Propheten.

Auf den Berg der Verklärung hinauf nahm Jesus seine wichtigsten drei Jünger mit, Petrus, Jakobus und Johannes (Mk. 9,2-12; par.). Die Tradition sieht diesen, nicht näher bezeichneten Berg im Berg Tabor, in der Nähe von Nazareth. In der Tat fällt einem kein anderer Berg ein, der für eine solche Erscheinung derart prädestiniert erscheint. Dort seien ihnen in einem überirdischen Licht, Mose und Elia erschienen, die sich mit Jesus unterhielten. Und eine Wolke überschattete sie, aus der eine himmlische Stimme kam. Auch hier zeigt die Wolke die verhüllte Präsenz Gottes an. – Die drei Jünger sahen ihn im Gespräch vereint mit den zwei Pionieren des mosaischen Glaubens und der Prophetie, mit Mose und Elia. In dieser Tradition sehen wir Jesus stehen. Das dürfte auch seinem Selbstverständnis nahekommen.

Sein Team

Jesus hat sich ein sehr interessantes, sehr gutes und unterstützendes Team zusammengestellt, das später seine Verkündigung und das, was er angefangen hat, auch tatsächlich und tatkräftig weitergeführt hat. Ein sehr basisnahes Team hat er sich zusammengestellt, gewöhnliche Leute aus dem Leben, Lebens-Praktiker, zwar keine Studierenden – solche hätte er auch kaum finden können und kaum brauchen können für seine Botschaft -, aber kluge Leute. Damals konnten nicht alle klugen Leute studieren. Sie waren halt Fischer, dort am See, in Kfar Nachum, oder sogar heimliche Revoluzzer, die Mutigeren und Initiativen, welche mit den Zuständen nicht zufrieden waren und sie ändern wollten. Man nannte sie Zeloten (griech. 'Eiferer') oder Sikarier, die öfters Aufstände gegen die Herrschenden anzettelten (Zeloten) oder sogar heimlich, hinterrücks, bei Gelegenheit Repräsentanten der Macht mit einem unter dem Gewand versteckten Dolch ins Jenseits beförderten (Sikarier); eine Art Terroristen damals; nur was konnten sie damit schon erreichen gegen die Weltmacht Roms. Wenn man sie erwischt, wurden sie gekreuzigt, wie die beiden, die mit Jesus gekreuzigt wurden. Wenn man die Jüngerlisten in Mk. 3,13-19 par. genau anschaut, wird deutlich, dass Jesus auch solche Männer in seinem Team hatte.

Jakobus (der Jünger) und Johannes waren Brüder, die Söhne des Zebedäus, sie waren Fischer, und Jesus nannte sie auch Boanerges, Donnersöhne, tönt nicht grad friedlich. Simon wird der Kananäer genannt, das wird vom hebräischen Verb «kana» kommen; das heisst «eifern» - aha, der Eiferer, der Zelot. Und der Zuname von Judas Is'charioth ist wohl eigentlich ein kaum verschleiertes «Sikarioth», ein Dolchmann. Fischer brauchen Messer. Simon Petrus hatte sogar ein Kurzschwert bei sich, als Jesus verhaftet wurde und hat es auch eingesetzt. Die Zeiten waren damals eh unsicher, wenn man so wie Jesus und seine Anhänger draussen unterwegs war.

Ausserdem hatte er mit Levi, einen Sohn Alphäus' (Mk. 2,14) oder Matthäus (Mt. 9,9) auch einen Zöllner berufen und ihn geheissen: «Folge mir nach!» Zolleinnehmer waren Subunternehmer und Kollaborateure der verhassten Römer und ihrer Verwaltung. Eine Zollstätte konnte man pachten und dann zusehen, dass man damit Gewinn machen und davon leben konnte. Dass Jesus mit «Zöllnern und Sünder» verkehrte machten ihm die Frommen zum Vorwurf.

Er sagte dazu: «Nicht die Starken brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder» (Mk. 2,17). Ein bezeichnender, ja ein programmatischer Satz, mit dem sich Jesus von der Rechtschaffenheit der Rechtschaffenen und der scheinheiligen Frömmigkeit der Frommen unterschied.

Was Jesus verabscheute – Streitpunkte mit den «Schriftgelehrten und Pharisäern»

Jesus verabscheute alle Scheinheiligkeit, Heuchelei, Überheblichkeit, religiöse Gesetzhaltung und religiöse Spitzfindigkeiten, die oft dazu führten. Dagegen sprach er oft mit sehr drastischen Worten. Die «Schriftgelehrten und Pharisäer» als Sammelbegriff für seine religiös-doktrinären Gegner nannte er «geweisste Gräber, die aussen schön scheinen, innen aber voll von Totengebeinen und Unrat sind», «Schlangen und Nattergezücht» (Mt. 23,27.33). – Lesen sie dazu das ganze Kapitel 23 im Matthäusevangelium und auch Markus 7, 1-23, wo er u.a. sagt: «Nichts kommt von aussen in den Menschen hinein, das ihn verunreinigen kann, sondern was aus dem Menschen herauskommt, das ist es, was den Menschen verunreinigt». Den Jüngern «deutschte» er es noch aus: Was von aussen in den Menschen hineinkommt, kommt nicht in sein Herz hinein, sondern in den Bauch und kommt heraus an seinen Ort. Was aber aus dem Menschen herauskommt, aus seinem Mund und aus seinem Herzen, das verunreinigt den Menschen. Denn aus dem Herzen der Menschen kommen die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habsucht, Bosheit, List, Ausschweifung, neidischer Blick, Lästerung, Hochmut und Narrheit. All diese bösen Dinge kommen von innen heraus und verunreinigen den Menschen.

Die kultische Reinheit – die Koschruth – und all die dazu dienenden Reinheitsgebote sind im orthodoxen, doktrinären Judentum sehr wichtig. Die peinlich genaue Beachtung all dieser religiösen Reinheits- und Sabbatgebote war für die «Pharisäer und Schriftgelehrten» von zentraler Wichtigkeit; sie waren ja auch die religiösen Fachleute dafür, die Leute waren auf ihr Wissen und ihr Urteil darüber angewiesen. Jesus war das bloss äusserliche Einhalten all dieser Gebote sehr suspekt. Darum geht es seiner Ansicht nach beim Glauben nicht. Etwas Anderes ist wichtiger.

Jesus hielt die kultischen Reinheitsgebote und den Sabbat ein

Seine Gegner haben ihm zwar vorgeworfen, dass er am Sabbat einen Mann mit einer erstorbenen Hand geheilt habe (Mk. 3,1-6) und dass seine Jünger am Sabbat Ähren abrupften, um sie zu essen. Die Pharisäer hatten diesbezüglich eine sehr restriktive Haltung. Jesus widersprach ihnen aber mit guten Argumenten. Er hatte eine etwas liberalere Ansicht. Es ist aber auch bei strengster Ansicht ohnehin nicht so, dass die Sabbatgebote ausnahmslos zu gelten hätten. Lebensgefahr beispielsweise hebt die Sabbatsgebote auf. Man darf, ja, man muss Leben retten, wenn es am Sabbat in Gefahr gerät.

Jesus ging in die Synagoge

Diese Heilung geschah an einem Sabbat in der Synagoge. Immer wieder heisst es, dass Jesus am Sabbat in eine Synagoge zum Gottesdienst ging. So lehrte er unter anderem auch an einem Sabbat in der Synagoge seiner Vaterstadt Nazareth (Mk. 6,1-6).

Was ihm ein Anliegen war

Mit reinem Herzen, im Leben ganzheitlich und wahrhaftig, will Jesus auf den Willen Gottes hören und dabei den fundamentalen Sinn seiner Weisungen bewahren und nicht sich kleinlich und erbsenzählerisch in ein davon abgeleitetes, doktrinäres Regelwerk verirren wie seine theologischen Gegner. Das war seit je ein wichtiges Anliegen der Propheten. In seinen Worten gegen die «Pharisäer und Schriftgelehrten» zitiert er in Mk. 7,6f den Propheten Jesaja (Jes. 29,13) mit den Worten: «Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, doch ihr Herz ist weit weg von mir». Im gleichen Zusammenhang weist er auf das soziale Grundgebot aus den 10 Geboten hin, «ehre deinen Vater und deine Mutter!», und zeigt auf, wie die Schriftgelehrten sogar dieses Gebot mit ihrer spitzfindigen Auslegung seines Sinns und seiner Wirkung beraubt haben (Mk. 7,10-13). Dabei ist das Grundanliegen des 10-Gebots die Befreiung der Menschen aus aller Sklaverei als Gottes Tat. Sie wurden durch Gottes Befreiungstat zu seinen Menschen; sie gehören ihm. Als sein Volk und seine Menschen sind sie unantastbar. Sie dürfen nicht entehrt, bestohlen, betrogen, belogen, hintergangen oder auf sonst eine Art entrechtet und wieder Anderen unterworfen oder abhängig gemacht werden. Das ist der grundlegende Sinn von Gottes Gebot, und der soll aufrechtgehalten werden – und zwar für alle Menschen, Männer und Frauen gleichermaßen.

Damit im Zusammenhang dürfte auch stehen, dass Jesus gegen die Ausgrenzung von Menschen war, von Verarmten oder solchen, die als «Sünder» gebrandmarkt waren. Sie sollen im Gegenteil daraus herausgerettet werden. Er ist gekommen, um ihnen zu helfen. Nochmals sein Wort: «Nicht die Starken brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder» (Mk. 2,17).

Das Problem sieht er nicht in den «Sünden» als einzelne Taten, sondern in der bösen Macht, welche Menschen dazu verführt. Ganz ähnlich lehrte das später Paulus; er hat ihn da gut verstanden.

Üblicherweise werden die Armen und die «Sünder» ja meist ausgegrenzt in der Meinung, sie seien selber schuld. Jesus sah das anders. Er war schon gegen die Sünde (als verführerische, böse Macht) und gegen die Armut, aber nicht gegen die Sünder, sondern für die Sünder und für die Armen, zu ihrer Rettung. (s.o. Mk. 2,17!)

In Not geratene Menschen werden oft ausgegrenzt

Auch heute bekämpfen viele Fürsorgebehörden und ihre Angestellten oft nicht die Armut, sondern die Armen. Sie zögern die Hilfeleistung auch widerrechtlich so weit hinaus, wie es nur geht, versuchen die Armen aus ihrem Zuständigkeitsgebiet zu verdrängen, dass sie in eine billigere Wohnung umziehen müssen, die es am Ort nicht gibt. Machen sie in der Not einen Fehler, wird ihnen das erst recht angekreidet und die Hilfe gekürzt.

Familien fallen auf, die kann man nicht einfach fallen lassen. Aber wenn Einzelne Arbeit und Wohnung verlieren, dazu noch andere Probleme haben wie psychische, chronische Schmerzen, die nicht anerkannt werden oder eine Sucht, dann landen sie leicht als Obdachlose auf der Strasse, wenn sie sich dazu drängen lassen, sich in ihrer Wohngemeinde abzumelden, ohne dass sie eine neue Bleibe haben. Dann ist niemand mehr für sie zuständig. Theoretisch wäre es noch zwei Jahre lang die letzte Wohngemeinde. Die Betroffenen müssten dort eine Rückrapportierung verlangen und hätten Anspruch darauf. Aber mündlich, am Schalter des Einwohneramtes, wird es ihnen oft einfach verweigert, wenn sie ihr Recht nicht auf juristischem Weg geltend machen. Dazu sind die Betroffenen meist von sich aus nicht in der Lage. Auf der Gasse sagt dann vielleicht sogar einmal ein Polizist zu einem: «Du bist ein armer Cheib. Dir geht es ja übler als jedem Asylanten». Und das ist wahr, aber er weiss ihm auch nicht richtig zu helfen, ist auch nicht seine Aufgabe.

Die Folgekosten für die Gesellschaft, die fallen dann im Gesundheitswesen, in der psychiatrischen Klinik, in anderen Institutionen oder im Gefängnis an und betragen viele Hundert Franken im Tag. Sie sind viel höher, als es eine sinnvolle Hilfe gewesen wäre, nur fallen sie in einem andern Budgetposten, in einer anderen Rechnung an.

Ich habe sieben Jahre hautnah in diesem Bereich gearbeitet und kann ihnen versichern: So geht es Vielen. Es ist nicht so, dass in der Schweiz für jeden gesorgt ist. Es gibt Viele, die zwischen alle Stühle und Bänke fallen. Die Meinung, bei uns sei für alle gesorgt und niemand müsse Not leiden, es sei denn aus eigener Schuld, ist ein Irrtum. Bekämpft wird nicht die Armut, die Notlage oder die Kriminalität, wenn es zu Vergehen führt, sondern bekämpft werden die betroffenen Menschen, die Armen, die Süchtigen, die Vaganten, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen; sie sind ja in der Sicht der gut integrierten Bürger selber schuld. So war es schon immer, so ist es heute noch.

Gleichberechtigung: Jesus begegnete Frauen gleich wie Männern

Frauen waren im alten Orient – und sind es mancherorts heute noch – nichts wert. Sie hatten weniger Rechte und mussten fast in jeder Lebenslage einem Mann untertan sein. Im jüdischen Bereich kam und kommt noch dazu, dass sie während ihrer Monatsblutung kultisch als unrein gelten. Fromme Männer vermeiden es deshalb, fremden Frauen nahe zu kommen, um sich nicht an ihnen möglicherweise zu verunreinigen für den Tag – und dann abends erst noch Reinigungsriten vornehmen zu müssen. Männer sprachen mit fremden Frauen nicht, liessen sich von ihnen nicht berühren und erst recht diskutierten sie nicht ernsthaft mit ihnen.

Jesus war in dieser Beziehung ganz anders, epochal und für die Zeit unerhört anders. Er kann damit noch heute vielen ein Vorbild sein. Gerade weil die Berichte darüber für die damalige Zeit so unerhört

anders und gar skandalös waren, können sie wohl kaum «erfunden» sein, umso mehr, als das Beispiel Jesu in dieser Sache leider nicht lange vorgehalten hat. Wie er sich zu Frauen verhielt – nämlich ganz unbefangen und nicht anders als zu Männern – ist ihm auch zum Vorwurf gemacht worden.

Die Berichte darüber sind zahlreich.

- Am Jakobsbrunnen sprach, ja philosophierte, er zur Mittagszeit allein mit einer Samaritanerin, die Wasser holen kam und bat sie, auch für ihn Wasser zu schöpfen, da er Durst hatte (Joh. 4,1-28).
- Er wandte sich einer schwer an Blutfluss kranken Frau zu, die ihn heimlich berührt hatte und heilte sie (Mk. 5,25-34).
- Mk. 7,24-30 ist berichtet, dass er sich heimlich nach Tyrus, ins syrophönizischen Ausland, begab. Er wollte dort unerkannt bleiben. Trotzdem stellte er sich dem Gespräch mit einer syrophönizischen Frau, die ihn bat, ihrer kranken Tochter zu helfen. Er wollte zuerst nicht, weil er seine Aufgabe eigentlich nur bei seinem jüdischen Volk sah. Er liess sich aber trotzdem sogar mit dieser fremden, ausländischen und andersgläubigen Frau auf eine heftige und ernsthafte Diskussion ein und liess sich von ihr überzeugen, dass seine Sendung, sein Anliegen und seine Aufgabe über das jüdische Volk hinaus reichten. Im direkten Gespräch mit einer einfachen Frau an der Basis liess er sich seinen Horizont erweitern. Er wurde plötzlich gewahr, dass sein Anliegen über das Volk Gottes im engeren Sinn hinaus, eine weltweite Bedeutung hatte für alle Menschen. Eine epochale Einsicht, entwickelt im Gespräch mit einer fremden Frau.

Das scheint mir typisch zu sein für Jesus. So etwas ist sonst von niemandem aus seiner Zeit berichtet oder mir nicht bekannt. Es zeigt wieder, dass er nicht von doktrinären Prinzipien her gedacht hat, wie es Intellektuelle oft tun, sondern er war in der Lage, seine Grundsätze und seine Theologie von praktischen Erfahrungen, die er mit Menschen an der Basis machte, gegebenenfalls anpassen und modifizieren zu können und so zu neuen Einsichten zu gelangen. Das ist gross, das ist sehr stark.

- In Mk. 14,3-9/Mt. 26,6-13 und in Joh. 12,1-8 wird berichtet, wie Jesus von einer Frau ungefragt mit teurer Nardensalbe gesalbt worden sei, als er bei Simon in Bethanien zu Tische lag. Man ass damals nicht sitzend wie wir, sondern liegend oder halbliegend, wie die Römer. Nach dem Johannesevangelium fand die Begebenheit im Haus seiner Freunde Lazarus, Martha und Maria statt, und es heisst, Maria habe ihm die Füsse gesalbt und sie mit ihren Haaren getrocknet. Judas Is'charioth sagte: Warum hat man die Salbe nicht für 300 Denare (das war fast ein Jahreslohn eines Tagelöhners!) verkauft und den Armen gegeben? Jesus aber liess sie gewähren und sagte: Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht.
- Eine fast gleiche Geschichte wird in Lk. 7,36-50 berichtet; die Details sind dort nachzulesen. Es dürfte sich um eine sog. Dublette handeln, ein zweiter, unterschiedlicher Bericht vom selben Geschehen. Dort war er im Haus eines Pharisäers mit Namen Simon eingeladen, und bei der Frau habe es sich um eine stadtbekanntes Sünderin gehandelt. Damit ist vermutlich eine Prostituierte gemeint. Die Missbilligung und Abscheu von Simon und den anderen Anwesenden begegnete Jesus mit einem Gleichnis. Und zu der Frau sagte er: «Deine Sünden sind dir vergeben ... dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden!»
- In Joh. 8, 1-11 wird berichtet, wie sich Jesus auf dem Tempelplatz für eine beim Ehebruch ertappte Frau eingesetzt hat, eine Handlung und ein Verhalten, das all die oben schon beschriebenen Leitgedanken von Jesus voll bestätigen. Zudem ist dieser Bericht derart ungewöhnlich, eigenartig und typisch für Jesus, dass er wohl eher nicht in späterer Zeit dazugedichtet oder «erfunden» worden ist, auch wenn die Erinnerung daran nur im jüngsten der Evangelien, im Johannesevangelium, berichtet ist.

Zu den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche die Frau nach dem Gesetz der Schrift steinigen wollten, sagte er das berühmte Wort: «Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie». Daraufhin stahlen sie sich einer nach dem andern davon. Als er mit der Frau allein war, sagte er zu ihr: «Auch ich

verurteile dich nicht; geh und sündige von jetzt an nicht mehr!» - Er hat ihr das Leben gerettet. Wie dankbar musste sie ihm dafür sein! Sie kann ein neues Leben beginnen.

Nach dem Gesetz der Schrift und nach der herrschenden Meinung in jener Zeit hätte nur die Frau durch Steinigung mit dem Leben bezahlen müssen, der beteiligte Mann nicht, der vermutlich für den Fehltritt hauptverantwortlich gewesen ist. Denn was nach damaliger Ansicht ein strafwürdiges Vergehen war, war nicht etwa die Untreue, der Ausbruch, aus einer Ehe, woran auch die Frau hätte schuldig sein können – so verstehen wir heutigen Menschen «Ehebruch», sondern das strafwürdiges Vergehen bestand darin, dass ein Mann in die Ehe eines anderen einbrach, ihm sozusagen die Frau wegnahm, die ihm als Besitz gehörte. Auch wenn die Frau nur passiv beteiligt gewesen sein mochte, wurde sie doch mit dem Tode bestraft. Sie ist für den Mann durch diese «Beschmutzung» quasi wertlos geworden. Das zeigt, wie rechtlos die Frau damals generell war, und es dokumentiert auch, wie extrem anders Jesus darüber dachte.

Die Frau ist gleichberechtigt. Nach dem ersten Schöpfungsbericht in Gen. 1 wurden die Menschen gleichberechtigt und miteinander als weibliche und männliche geschaffen, «nach dem Bilde Gottes schuf er sie», männlich und weiblich, beides, nach dem Bilde Gottes, in der Mehrzahl (!) und gleichberechtigt.

Männer und Frauen wurden auch beide gleich von ihm unter Mose aus der Sklaverei in Ägypten befreit; sie sind darum beide zuerst im Prinzip Gottes Eigentum und niemandes sonst; und als solche unantastbar und von gleicher Würde. In der alten Zeit konnten sie auch Richterinnen sein wie Deborah oder Judith oder für das Heil und die Geschichte des Volkes eine grosse Bedeutung haben wie Esther oder Ruth.

Als gesellschaftlich Schwächere und Benachteiligte stehen sie zudem wie die «Witwen und Waisen» und die Fremdlinge unter einem ganz besonderen Schutz Gottes. Immer wieder heisst es in der Heiligen Schrift, in ihrem wichtigsten Teil, der Thora (Bücher Mose): Bedrückt sie nicht! Denkt daran, dass auch ihr Fremdlinge gewesen seid im Lande Ägypten! - (Siehe 2. Mose 22,21ff; 23,9; 3. Mose 19,33f; auch 19,9f. und 5. Mose 10,19 und auch das Gebot der Nächstenliebe 3. Mose 19,18!) – Daran und an die ganze, erlösende Heilstat des Exodus erinnert jährlich auch das jüdische Laubhüttenfest, an welchem die Leute zur physisch spürbaren Erinnerung eine Woche lang draussen in einer Laubhütte leben und übernachten sollten.

An diesen theologischen Grundlagen hielt Jesus ganz offensichtlich fest, und er entzog allen gegenteiligen, späteren Entwicklungen ihre Berechtigung, den Geschlechter- und Standesunterschieden, der Sklaverei und allen gesellschaftlichen Benachteiligungen.

Es ist traurig und enttäuschend, dass diese freiheitlichen, biblischen Grundüberzeugungen später auch im Christentum alsbald vergessen und verlassen wurden, obwohl sie von Jesus selber so deutlich wieder in Erinnerung gerufen worden sind. In diesem Punkt – und nicht nur in diesem! – hat er viel zu wenig Nachfolgerinnen und Nachfolger gefunden. Verweigerter Nachfolge, das ist Unglaube.

Was heisst glauben?

Glauben als Verb heisst, Jesus nachfolgen. Was Jesus gelehrt und getan oder nicht gelehrt und nicht getan hat, das wissen wir grosso modo. Das ist mehr oder weniger bekannt und konkret, nicht erfunden und nicht unbeweisbar. Glauben in diesem Sinn, als Nachfolge verstanden, erschöpft sich auch nicht in Gedanken darüber oder in Dogmen, an die man sich klammern müsste. Glauben in diesem Sinn muss man niemandem beweisen können, es heisst schlicht, mit seinem Leben das zu bezeugen, was man von Jesus gelernt und verstanden hat.

Glauben heisst also nicht, an irgendeine religiöse Lehre zu glauben, nicht einmal, wenn diese Lehre so oder ähnlich in der Bibel vorkommt. Glauben heisst nicht einmal «an (einen) Gott glauben», anders als Jesus an Gott glaubte und ihm vertraute. Glauben heisst auch nicht, generell an die Bibel glauben. Es heisst nicht, an irgendetwas Anderes glauben, das man nicht beweisen kann, an irgendeine höhere Macht. Das hat alles mit Glauben wenig oder nichts zu tun. Das mag irgendeine Religiosität sein, vielleicht auch Unglaube, Irrglaube oder Aberglaube, fromm oder nicht fromm, gläubig oder nicht gläubig, einerlei. Das einzige Kriterium, auf das es ankommt, ist meiner Meinung nach die Nachfolge: «Du aber komm und folge mir nach!» Alles Andere ist sekundär. Nur an der Nachfolge zeigt sich der Glaube an Jesus Christus, das Hören auf seine Botschaft und das danach Leben.

Das, was wir Neues Testament nennen, ganz besonders auch all die Lehrbriefe im hinteren Teil, das gab es zur Zeit Jesu und noch länger danach für die erste Christenheit alles noch nicht. Die Bibel war für Jesus das, was wir Altes Testament nennen. Gerade von dieser Bibel meinen einige, die sich für besonders gute und fromme Christen halten, es sei für uns nicht so wichtig. Das ist sehr seltsam. Um Jesus richtig verstehen zu können, muss ich seine Bibel kennen, und das ist das Alte Testament.

Alles Andere – und sei es das später entstandene Neue Testament selber – muss sich an seiner Botschaft, an seinem Beispiel und an seiner Lehre und Verkündigung messen lassen, so gut und nachvollziehbar wir sie nur aufgrund der überlieferten Schriften verstehen können. Das heisst, dass wir alle Glaubenslehren – und seien es die der Kirche oder irgendeiner Orthodoxie reformierter oder lutherischer Tradition – kritisch betrachten und immer an dieser Grundlage überprüfen müssen. Das gilt auch für meine Meinungen hier.

Sobald doktrinäre Glaubensüberzeugungen im Vordergrund stehen, die keine Kritik vertragen, wird es gefährlich. Solche Glaubensüberzeugungen lassen sich nicht mit dem vereinbaren, was wir von Jesus selber und bei ihm sehen und lernen können. Auch das wäre falscher Glaube, Unglaube, Irrtum oder Aberglaube. Religiosität allein oder Begeisterung für den «Glauben» irgendeiner überzeugend auftretenden Gemeinschaft genügt nicht; sie müsste sich denn schon ganz ernsthaft und wahrhaftig in der Nachfolge Jesu zeigen und bewähren.

[Dein Glaube hat dich gerettet](#)

Von Geheilten oder solchen, die bei ihm Heilung suchten, ist öfter berichtet, dass Jesus zu ihnen gesagt habe: «Dein Glaube hat dich gerettet», «dir (oder euch) geschehe wie du geglaubt hast (oder: nach eurem Glauben)» oder ähnlich; so Mk. 5,34; 10,52; Mt. 8,13, 9,29 und Lk. 7,50; 8,48.

Bezeichnend für diese Situationen ist, dass die Betroffenen zu Jesus gekommen sind, ihn aufgesucht haben und Vertrauen hatten in seine Macht und Kraft, das heisst eigentlich in die Macht und Kraft von Gottes Herrschaft, die Jesus verkündete und vertrat. Es handelt sich bei diesem Glauben also nicht um den Glauben an eine Lehre oder an ein Wort aus der Bibel, sondern wenn schon handelt es sich bei diesem Glauben um das Vertrauen auf das Heilenkönnen, das sie bei Jesus gesehen haben. Ob sie seine Lehre im Voraus schon verstanden hatten, ist eine offene Frage, aber sicher hat die erfahrene Heilung sie darin bestärkt, auf seine Lehre zu hören.

[Was aber ist seine Lehre?](#)

Das, was Jesus vor seinem Tod, zu Lebzeiten, verkündigt hat und das, was nach seiner Auferstehung über ihn verkündigt worden ist, ist nicht dasselbe. Nach seinem Tod rückten Tod und Auferstehung in den Fokus, die Heilsbedeutung seines Opfertodes am Kreuz und seine weitere Wirksamkeit und Präsenz als Auferstandener und im Heiligen Geist. Paulus hat «das Evangelium» anhand dieser Themen

für seine Adressaten, die neuen Gemeinden in der griechisch-römischen Welt, neu gedeutet, bis zu einem gewissen Grad auch umgedeutet. Später wurden diese Deutungen und Umdeutungen – auch die noch etwas anderen in den katholischen Briefen – in den Lehren der Kirche weiterentwickelt und verfestigt.

Alles, was wir über «das Christentum» und die christliche Lehre wissen, im Religionsunterricht oder in der Familie zu hören bekommen haben oder zu wissen glauben, ist primär diese christliche Glaubenslehre in der einen oder anderen Ausprägung, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt hat. Mit diesem Vorverständnis lesen wir dann auch die Evangelien.

Von dem allem aber, was nach seinem Tod mit «seinem Evangelium» geschehen ist, konnte Jesus nichts wissen. Wenn wir uns für seine Verkündigung interessieren, müssen wir von dieser ganzen, späteren Lehre zuerst einmal absehen und nur auf das hören, was die Evangelien selbst über Jesus und seine Lehre berichten.

Sein Thema war das Königtum oder die Königsherrschaft, die Regentschaft Gottes, das «Reich Gottes» wie wir auch sagen und beten im «Unservater»: Dein Reich komme, dein Wille geschehe (werde getan), wie im Himmel, so auf der Erde. Auf Französisch ist es präziser formuliert als auf Deutsch: «Que ton règne vienne, que ta volonté soit faite sur la terre comme au ciel». - Ton règne – nicht ton royaume – deine Regentschaft, nicht dein «Reich», im Sinne eines Herrschaftsbereichs. Und dein Wille soll auf der Erde getan werden, nicht einfach so von sich aus «geschehen», womöglich ohne dass wir etwas dazu tun müssten.

Es geht um das Kommen von Gottes Regentschaft, dass sein Wille vernommen und getan werde auf der Erde. Für diese Gottesherrschaft ist er Zeuge. Es hat angefangen und ist mit ihm schon da. Mit allem, was er tut und sagt, setzt er Zeichen für diese Gottesherrschaft. Für ihn ist dieses Reich der Himmel eine Realität, eine verborgene zwar, aber eine wirksame: sie zeigt sich und realisiert sich mit ihm und um ihn herum, durch sein Wirken.

Die Lehre vom «Reich Gottes» und Gottes Herrschaft

Jesus verkündete die gute Botschaft (Evangelium), dass das Königtum Gottes nahe herbeigekommen sei (Mk. 1,14f.) oder: «Denkt um, denn nahegekommen ist das Königtum der Himmel» (Mt. 4,17). Das war sein Hauptthema.

Diese Botschaft ist eine globale Botschaft, sie betrifft grundsätzlich und von Anfang an ein Kollektiv, die Menschengemeinschaft. Es ist eine soziale Botschaft. Ansprechen wollte er primär das Volk Gottes. Dass es um das oder um ein Volk Gottes geht, zeigt sich auch an der Zwölfzahl von Aposteln, die er um sich geschart und ausgesandt hat. Durch seine Wanderschaft und Tätigkeit auch im Ausland und im Gebiet der Samaritaner hat er selber schon begriffen, dass diese Menschengemeinschaft Gottes über das jüdische Volk hinausgeht und prinzipiell alle Menschen angeht. Darüber hinaus betrifft diese nahegekommene Regentschaft Gottes auch nicht nur die Menschenwelt, sondern die ganze Schöpfung, die ganze Lebenswelt und den ganzen Lebensraum. Dieser Zusammenhang ist in der Schöpfungsgeschichte am Anfang der Bibel schon ausführlich dargestellt. Seine Botschaft ist also global und hat globale Auswirkungen.

Natürlich muss sie von jedem einzelnen Menschen gehört und befolgt werden. Aber das Zentrum seiner Botschaft ist nicht das persönliche, individuelle Heil. Dieses persönliche, individuelle Heil kommt zum Tragen in der Zugehörigkeit zu dem Kollektiv von Menschen, die seine Botschaft hören und ihm nachfolgen.

Sehr seltsam oder auch bezeichnend finde ich, dass die ganze christliche Dogmatik nur ganz wenig und ganz am Rand über die Gottesherrschaft nachgedacht hat, so wie sie Jesus verstand. In der Dogmatik

(Systematische theologische Lehre vom christlichen Glauben oder dem Glauben der Kirche) ist das «Reich Gottes» meist kein Thema. Es fehlt einfach, meist gibt es kein Wort dazu. Eine kleine Ausnahme ist die Dogmatik von Prof. Gerhard Ebeling in drei Bänden. Etwa 30 Seiten gibt es da zu diesem Thema im weitesten Sinn. Er denkt aber vor allem allgemein über die Macht nach, die Macht Gottes und die Macht der Menschen, wie das Reich Gottes später verstanden worden ist und als Hoffnung am Ende der Zeit. Nur ganz wenige Sätze oder Halbsätze gelten dem, wie Jesus selber seine Verkündigung vom Königtum Gottes verstanden haben dürfte, wenn es doch nahe ist.

Zugegeben, das Reden von der Macht und Kraft Gottes, ruft geradezu nach der Frage: Wo ist denn dieses Königtum Gottes tatsächlich zu sehen? Sieht man in der Realität nicht vielmehr die Macht des Bösen am Werk oder die Macht von Menschen und weltlichen Herrschern? Es steht die Frage nach dem Willen Gottes und dem freien Willen des Menschen im Raum. Wir erinnern uns an die Bitte im Gebet Jesu: «Dein Reich möge kommen, dein Wille werde getan auf Erden wie im Himmel!» Da ist eine Spannung zwischen dem, was ist und dem, was sein soll. Und doch ist sein Reich nahe und im Kommen – und zwar nicht erst im Jenseits, sondern schon im Diesseits. Es geht um eine «Veränderung im Diesseits», wie Helmut Gollwitzer einen Aufsatz betitelt hat. Es ist die Religiös-soziale Theologie, welche das «Reich Gottes» speziell zum Thema gemacht hat. Und die ist leider halb vergessen.

Entstanden und zum Thema gemacht worden ist der Religiöse Sozialismus bezeichnenderweise in der Schweiz, auf dem Boden der Schweizer Reformation, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Protagonisten waren Hermann Kutter, Pfarrer in Zürich Neumünster, und Leonhard Ragaz, Professor an der Universität Zürich und Pfarrer am St. Jakob, im Arbeiterquartier Aussersihl.

Das heilende Wirken durch Jesus

Jesus heilte Menschen, Frauen, Männer und Kinder. Er erlöste sie damit von langem Leiden, aber nicht nur das. Er machte sie damit zeichenhaft wieder handlungsfähig – den Mann mit der erstorbenen Hand, dass sie sehen, hören und sprechen können und vor allem, dass sie wieder in die Gemeinschaft aufgenommen werden können, dass sie nicht weiter ausgeschlossen und gemieden werden, dass sie wieder «rein» und kultfähig werden. Ein Aussätziger, ein Blinder oder ein Mensch mit sonst einem Makel, einer Behinderung, oder eine Frau mit Blutfluss waren «unrein». Sie durften nicht in den inneren Bereich des Tempels hinein und waren von der Teilnahme an den wichtigen, religiösen Feiern ausgeschlossen.

Dabei ging es ihm nicht darum, möglichst viele kranke Menschen zu heilen. Auch wenn er die Gabe hatte, Kranke zu heilen, so betrachtete er nicht das als seine Hauptaufgabe.

Nach dem Bericht des Markusevangeliums (Mk. 1,21ff.) heilte er zuerst in Kfar Nachum (Kfarnaum, Kapernaum) am Sabbat in der Synagoge einen Geisteskranken, dann im Haus des Simon dessen Schwiegermutter. Offenbar war Simon Petrus verheiratet gewesen, seine Frau vielleicht schon gestorben. Dann kamen am Abend noch ganz viele, die sich auch heilen lassen wollten. Am anderen Morgen ging Jesus früh hinaus, um für sich Ruhe zu finden und zu beten. Alle suchten ihn. Da waren noch viel mehr, die Heilung von Gebrechen suchten. Aber als sie ihn fanden, sagte er sehr entschieden: «Lasst uns anderswohin gehen, in die benachbarten Orte, damit ich auch dort predige, denn dazu bin ich gekommen» (Mk. 1,38).

Auch wenn er in der Folge noch viele Kranke und Behinderte geheilt hat, so waren das immer zeichenhafte «Begleiterscheinungen», konkrete Auswirkungen und Folgen seiner Predigt. Er zeigte damit, was Gottes Wille ist und wie er mit seiner Macht durch Jesus hineinwirkt und hier, in der Welt und im Leben der Menschen Gutes wirkt – «Schalom» (was ganz ist) bewirkt, Gebrochenes und Eingeschränktes ganzheitlich heilmacht an Leib und Seele.

Seine Gleichnisse

Von Jesus sind eine grosse Anzahl von bildkräftigen Gleichnissen überliefert worden. Er war ein grosser Meister darin, prägnante Aussagen über das «Reich Gottes» den Menschen einprägsam in Gleichnissen begreiflich zu machen.

Mk. 4, 30-33: «Und er sprach: Womit sollen wir die Königsherrschaft Gottes vergleichen oder in welchem Gleichnis darstellen? – Es ist einem Senfkorn gleich, das, wenn es in die Erde gesät wird, kleiner ist als alle Samenarten auf Erden. Wenn es aber gesät wird, geht es auf und wird grösser als alle Gartengewächse und treibt grosse Zweige, so dass die Vögel des Himmels in seinem Schatten nisten können.

In vielen solchen Gleichnissen redete er zu ihnen das Wort, wie sie es verstehen konnten.»

Er verwendete für seine Gleichnisse Bilder aus der Erlebniswelt der Leute, aus der Landwirtschaft oder aus dem gesellschaftlichen oder Geschäftsleben, meist mit einem Hauptvergleichspunkt wie hier: Es mag am Anfang der kleinste Same sein, aber es wird daraus ein grosser Strauch wie bei der Senfstauden.

Sehr viele, fast alle seiner Gleichnisse sollen den Leuten zeigen, wie das gemeint ist mit dem «Reich Gottes» und was für Folgen das zeitigen sollte in unserem Leben und Zusammenleben. Viele dieser Gleichnisse sind sprachliche Kunstwerke, die in der ganzen Literatur ihresgleichen suchen.

Die Zusammenfassung seiner Lehre in der «Bergpredigt»

Zweifellos ist die Bergpredigt, Matthäus Kapitel 5-7, nicht so von Jesus auf dem Berg gesprochen worden, sondern es ist eine literarische Zusammenfassung durch den Evangelisten Matthäus und selber ein kleines, literarisches Kunstwerk innerhalb seines Evangeliums.

Ebenso zweifellos enthält die Bergpredigt aber Worte, Sätze und Aussagen Jesu, die so kein anderer von sich gegeben hätte. Es sind Aussagen, die sind derart typisch, auch derart ungewöhnlich, oft auch derb und anstössig, dass sie nicht von jemand anderem «erfunden» oder ihm in den Mund gelegt worden sein können.

Als Beispiel nenne ich die Stelle Mt. 5,29f.: «Wenn dein rechtes Auge dich zu Fall bringt, reiss es aus und wirf es von dir. Es ist besser für dich, eines deiner Glieder geht verloren, als dass dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird. Und wenn deine rechte Hand dich zu Fall bringt, hau sie ab und wirf sie von dir. Es ist besser für dich, eines deiner Glieder geht verloren, als dass dein ganzer Leib zur Hölle fährt.»

In den Versen vorher und nachher (27f. und 31f.) ist von Ehebruch und Ehescheidung die Rede. Die Verse dazwischen (29f.) scheinen den Zusammenhang zu stören. Zudem sind es sehr derbe, drastische Aussagen. Viele Ausleger halten sie deshalb für «unecht» oder für einen sekundären, späteren Einschub. Sie scheinen auch froh zu sein, dass die seltsam derbe Aussage auf diese Art elegant «entsorgt» werden kann. Aber das ist Unsinn. Kein Schüler, kein späterer Bewunderer eines Meisters würde diesem ein so anstössiges Wort in den Mund legen. Gerade diese derbe Aussage ist typisch für den Meister.

Diese zwei Verse sind zudem sogar das Zentrum einer konzentrisch-symmetrischen Ringkomposition von Themen, welche dieses Zentrum – immer weiter aussen – genauso umschliessen, wie das Thema Ehe/Paarbeziehung. Es geht in diesem ganzen Abschnitt um das, was Jesus «die bessere Gerechtigkeit» nennt. Die Gerechtigkeit seiner Nachfolgerinnen und Nachfolger soll besser – auch anders – sein als die der Schriftgelehrten. Vom Verhalten in allgemeinen, sozialen Fragen, über das Verhalten vor Gericht, bis eben zur Paar- und Ehetematik verengt sich der Fokus immer mehr bis zu den Versen 29f., wo es um die Integrität des einzelnen Menschen geht. Die integrale Ganzheit, ohne Heuchelei und Doppelmoral, ist ohnehin ein Hauptthema der Verkündigung Jesu.

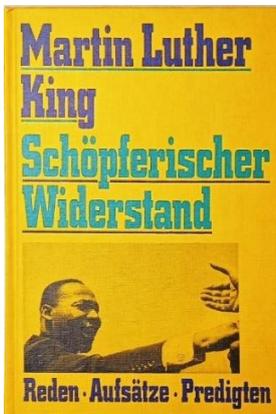
Kein normaler Mensch wird das derbe Wort Jesu wortwörtlich verstanden haben, dass er tatsächlich sein Auge ausreissen oder seine Hand hätte abhacken sollen. Es ist vielmehr eine drastische Aufforderung, es eben nicht so weit kommen zu lassen. Es geht um die Integrität. Der Mensch soll eben gerade ganz bleiben, und er soll ganz und als ganzer nicht abfallen vom rechten Weg, vom Hören auf Gottes Willen, sondern den unbeirrt gehen und tun.

Gewaltloser Widerstand oder «direct action»

Was bei Gandhi und Martin Luther King etwas ungenau «gewaltloser oder passiver Widerstand» genannt wird – MLK selber hat von «direct action» gesprochen – haben sie im Grunde bei Jesus gelernt. Gandhi hat mit dieser Methode Indiens Unabhängigkeit erreicht und MLK Bürgerrechte für die Afroamerikaner in den Südstaaten der USA. Das waren mit von den grössten politischen Leistungen im 20. Jahrhundert, und wir waren Zeitzeugen davon.

Gandhi hat von 1888 bis 1891 in London Recht studiert und als Rechtsanwalt abgeschlossen. In dieser Zeit studierte er auch vertieft die Weltreligionen. Es ist bekannt, dass er – mit diesem klugen Aussenblick eines studierten Juristen hinduistischer Herkunft – mit grossem Interesse auch die Lehren Jesu in der «Bergpredigt» studiert hat. Er sagte: «Ich werde den Hindus sagen, dass ihr Leben unvollständig ist, wenn sie nicht ehrerbietig die Lehren Jesu studieren.» (The Message of Jesus Christ by M. K. Gandhi. Bharatiya Vidya Bhavan, Bombay 1964, S. 23. Zitat übersetzt von Dean C. Halverson: Weltreligionen im Überblick. Holzgerlingen 2003, S. 119.)

Dieser Aussenblick hat auch Martin Luther King die Augen dazu geöffnet, die Lehre Jesu unvoreingenommen neu zu verstehen. Darüber hat er auch selber berichtet in M.L. King, Stride Toward Freedom, S. 72ff., 1964; übersetzt aufgenommen in Martin Luther King, Schöpferischer Widerstand, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1980.



...cher über Gandhis Leben und Werk kaufte.
Wie die meisten Leute hatte ich von Gandhi gehört, hatte ihn aber nie ernstlich studiert. Als ich nun die Bücher las, war ich fasziniert von seinen Feldzügen gewaltlosen Widerstandes. Besonders bewegte mich sein Salzmarsch zum Meer und sein häufiges Fasten. Die ganze Idee

24

die aus der Wahrheit und der Liebe geboren ist). Als ich tiefer in die Philosophie Gandhis eindrang, nahmen meine Zweifel an der Macht der Liebe allmählich ab, und ich erkannte zum erstenmal, was sie auf dem Gebiet der Sozialreform ausrichten konnte. Ehe ich Gandhi gelesen hatte, glaubte ich, daß die Sittenlehre Jesu nur für das persönliche Verhältnis zwischen einzelnen Menschen gelte. Das ›Dem biete die andere Backe dar‹ und ›Liebe deine Feinde‹ galt meiner Meinung nach nur dann, wenn ein Mensch mit einem anderen in Konflikt geriet. Wenn aber Rassengruppen und Nationen in Konflikt kamen, schien mir eine realistischere Methode notwendig zu sein. Doch nachdem ich Gandhi gelesen hatte, sah ich ein, wie sehr ich mich geirrt hatte.

Gandhi war wahrscheinlich der erste Mensch in der Geschichte, der Jesu Ethik von der Liebe über eine bloße Wechselwirkung zwischen einzelnen Menschen hinaus zu einer wirksamen sozialen Macht in großem Maßstab erhob. Für Gandhi war die Liebe ein mächtiges Instrument für eine soziale und kollektive Umgestaltung. In seiner Lehre von der Liebe und Gewaltlosigkeit entdeckte ich die Methode für eine Sozialreform, nach der ich schon so viele Monate gesucht hatte. Was mir intellektuell und ethisch im Utilitarismus von Bentham und Mill, in den revolutionären Methoden von Marx und Lenin, in der Gesellschaftstheorie von Hobbes, in dem ›Zurück-zur-Natur‹-Optimismus von Rousseau und in Nietzsches Philosophie vom Übermenschen nicht genügte, fand ich in Gandhis Lehre vom gewaltlosen Widerstand. Ich kam zu der Überzeugung, daß sie für ein unterdrücktes Volk in seinem Kampf um die Freiheit die einzige moralisch und praktisch vertretbare Methode war.

(Seite 25)

Überzeugung, nach der ich mein Leben ausrichtete. Vieles, was mir bisher vom Intellekt her nicht klar gewesen war, wurde nun durch die Praxis geklärt.

Da die Lehre vom gewaltlosen Widerstand eine so positive Rolle in der Montgomery-Bewegung spielte, ist es vielleicht angebracht, einige grundlegende Gesichtspunkte kurz zu erörtern.

Zuerst muß betont werden, daß gewaltloser Widerstand keine Methode für Feiglinge ist. Es wird Widerstand geleistet. Wenn jemand diese Methode anwendet, weil er Angst hat oder nur weil ihm die Werkzeuge zur Gewaltanwendung fehlen, so handelt er in Wirklichkeit gar nicht gewaltlos. Aus diesem Grunde hat Gandhi oft gesagt, man solle, wenn man nur die Wahl zwischen Feigheit und Gewalt hat, lieber kämpfen. Er wußte, daß es immer noch eine andere Möglichkeit gibt: Weder eine Einzelperson noch eine Gruppe von Menschen braucht sich einem Unrecht zu unterwerfen oder Gewalt anzuwenden, um sich wieder Recht zu verschaffen; denn es gibt den Weg des gewaltlosen Widerstands. Das ist letzten Endes der Weg des Starken. Es ist keine Methode träger Passivität. Der Ausdruck ›passiver Widerstand‹ er-

(Seite 29)

Es geht bei dieser Methode darum, dem ungerechten Unterdrücker oder Gegner Widerstand zu leisten, aber nicht mit denselben Gewaltmethoden, die er anwendet. Es geht darum, nicht mit gleicher Münze heimzuzahlen, sondern auf andere Weise standzuhalten und zu siegen, zu versuchen, sich nicht in einen Clinch mit dem Bösen hineinziehen zu lassen, sondern umgekehrt zu versuchen, im Gegner positive Regungen zu provozieren wie Verständnis, Respekt, Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Das braucht grosse innere Stärke und Glaubensstärke. Nicht umsonst hat MLK seine Leute immer in einem Gottesdienst auf die bevorstehende «direct action» eingeschworen, damit sie sich von der extremen Polizeigewalt ja nicht zu Gegengewalt provozieren lassen sollten.

Jesus bringt dazu drei Beispiele:

«Wenn dich einer nötigt, eine Meile mitzugehen, mit dem gehe zwei!» (Mt. 5,41)

Die römischen Besatzer hatten das Recht, die Bewohner des Landes für eine Meile zum Frondienst zu zwingen. Ein Legionär konnte sich so zum Beispiel einen Teil seines schweren Gepäcks tragen lassen. Auf der ersten Meile ist der zum Frondienst Gezwungene der Unterlegene; er hat keine Wahl. Der Römer ist der Herr über ihn. Auf der zweiten Meile hingegen verändert sich dieses Verhältnis je weiter sie zusammen gehen. Es ist auf der zweiten Meile kein Frondienst mehr, sondern mehr ein Freundschaftsdienst. Und das soll der Römer merken. Vielleicht kommt es darüber sogar zum Gespräch zwischen ihnen. Sie sind da plötzlich auf Augenhöhe. Darum geht es Jesus: Im Gegner eine positive Regung hervorzurufen, versuchen einen Feind zum Freund zu gewinnen oder wenigstens ihm Respekt und Dankbarkeit abzunötigen.

Bei den anderen zwei Beispielen ist das Prinzip ähnlich.

«Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andere dar!» (Mt. 5,39)

Der Schlag auf die rechte Wange ist ja eigentlich noch nicht eine Tätlichkeit, sondern mehr eine massive Beleidigung. Der Schlag auf die rechte Wange des Gegenübers geschieht mit einer wegwerfenden, verächtlichen Handbewegung mit dem Handrücken. Die «normale» Reaktion auf so eine Provokation wäre wohl, mit Kraft dem Andern eine auf seine Linke zu schmieren. Dazu sagt Jesus: Halte ihm stand, schaue ihm in die Augen, aber tu es nicht! – Der Gegner soll die Gelegenheit bekommen sich nochmal zu überlegen, wie er weitermachen möchte.

Wenn dir einer vor Gericht das Unterkleid nehmen will, dem lass auch den Mantel! (Mt. 5,40)

Gedacht ist da offensichtlich an eine Schuldensache vor einem jüdischen Gericht. In der Bibel (Ex. 22,25 und Dtn. 24,13) ist es durch ein Gebot ausdrücklich verboten, von einem Armen den Mantel als Pfand zu nehmen, weil er den Mantel nämlich nachts als Decke benötigt, um nicht frieren zu müssen. Nun dachte sich da offenbar ein Schlaumeier: Nehme ich ihm halt das Unterkleid, das ist ja nicht der Mantel. Aber das ist natürlich erst recht nicht im Sinne des Gebotes. Das Lebensnotwendigste ist unpfändbar, wenn schon der Mantel nicht, also erst recht nicht das Unterkleid. Wenn der beschuldigte, arme Schlucker zum Unterkleid den Mantel noch dazu gäbe, so stünde er praktisch nackt da – und die Ungerechtigkeit des Gläubigers wäre unübersehbar. Wenn er auch nur ein wenig Anstand hat, wird er von seinem ungesetzlichen Vorhaben ablassen müssen, und der Richter dürfte davon auch überzeugt sein.

Liebt eure Feinde!

Auf derselben Linie fasst er diese Haltung zusammen mit dem Wort: «Liebt eure Feinde, bittet für die, welche euch verfolgen, – bei Lukas ist noch angefügt: segnet, die euch fluchen, tut Gutes denen, die euch hassen – damit ihr Kinder eures Vaters in den Himmeln seid». Gandhi meinte, die Feinde zu lieben, sei zu viel verlangt. Es fragt sich, was Jesus damit genau meint. Es geht hier als Zusammenfassung um das, was Jesus die «bessere Gerechtigkeit» (Mt. 5,20) nennt, um den Versuch, mit einem kreativen,

guten Verhalten den fehlgeleiteten Nächsten vom Bösen abzubringen und für das Gute zu gewinnen – letztlich für die gute Nachricht, das Evangelium vom Reich der Himmel.

Auf Reisen – das wandernde Gottesvolk

Jesus war etwa fünf Jahre lang (28-33) hauptsächlich zu Fuss unterwegs auf Reisen. Wir verbinden reisen mit Flugzeug, Bahn, Auto oder Motorrad, kaum noch mit Schiff, Fahrrad oder gar zu Fuss. Für Jesus und alle, die mit ihm gingen, hiess reisen, zu Fuss reisen. Ein paarmal hat er ein Fischerboot benutzt oder sich darin über den See fahren lassen, und einmal ist er auf einem Esel geritten, aber den hat er bloss kurz ausgeliehen.

Er pflegte eine sehr ökologische und bedürfnislose Art zu reisen.

Unterwegs war er oft auf Gastfreundschaft angewiesen, die ihm auch gern gewährt wurde. Meist werden sie unter freiem Himmel genächtigt haben. Zu einem (Schriftgelehrten), der auch mit ihm kommen wollte, sagte er: «Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels haben Nester; ich aber habe nichts, wo ich den Kopf hinlegen könnte» (Mt. 8,20; Lk. 9,58). Zum Glück ist es im Heiligen Land von April bis November trocken und warm. Trotzdem ist es ein sehr anspruchsloses und hartes Leben sozusagen als obdachlose Reisende.

Er reiste so, wie gesagt, auch ins Ausland, nach Tyrus und Sidon (Mt. 15,21; Mk. 7,24). Vom See Genesareth nach Tyrus sind es etwa 100 Kilometer und nach Jerusalem 170 Kilometer – über Gebirge! Nach Tyrus sind das etwa 20 Stunden reine Wanderzeit und nach Jerusalem 35.

Mit ihm unterwegs waren auch vermögendere Leute, die ihn unterstützt haben, darunter etliche Frauen, namentlich Maria aus Magdala; das liegt am See Genesareth auf halbem Weg zwischen Tiberias und Kfar Nachum (nahe Migdal).

Die evangelische Armut und Solidargemeinschaft

Jesus sandte auch seine 12 Apostel zu zweit aus, um das Evangelium zu verkünden (Mk. 6,8f; Mt. 10,9f; Lk. 9,3; 10,4). Ihre Ausrüstung sollte dabei minimal sein: Sie sollen nichts mitnehmen, nur einen Stab, kein Brot, keine Tasche und kein Geld; nur mit Sandalen und nur mit einem Kleid sollen sie losziehen; so wie es Franziskus für seine Bettelmönche übernommen hat. So wie er unterwegs gewesen ist.

Eine wichtige und grosse Frage ist, wie wir dieses bedürfnislose Unterwegssein in absolutem Gottvertrauen als sesshafte, relativ gesicherte Menschen und als gut eingerichtete Kirche durchhalten oder in Analogie leben könnten. Oder kommt dieser Aspekt des Evangeliums erst da wieder zum Tragen, wo es uns als Kirche und uns Menschen nicht mehr so gut geht und die Glaubensgemeinschaft als Solidargemeinschaft wieder wichtig wird?

Und die Liebe?

Eine Kollegin kann in der Predigt anfangen, wo sie will, sie landet ganz gewiss bei der «allumfassenden Liebe Gottes». Die «Liebe» scheint für viele der Kern des Evangeliums zu sein. Es soll allein um die Liebe gehen. Weihnachten sei das Fest der Liebe, heisst es, - aber der Valentinstag auch. Und den haben die Blumengeschäfte erfunden. Man müsste fragen: Um welche Liebe geht es denn da genau? Und war das wirklich die Botschaft Jesu? Ich habe jeweils rasch den Eindruck, die Liebe, die so beschworen wird, finde irgendwie einige halbe oder ganze Meter über dem Boden statt, und sie halte der alltäglichen Realität nicht so ganz stand. Die Verkündigung Jesu war irgendwie realer, wahrer, wirklicher und bodenständiger.

Nach den drei ältesten, synoptischen Evangelien hat Jesus auffallend wenig von «der Liebe» gesprochen – eigentlich gar nicht in diesem allgemeinen Sinn.

Ausser dem oben genannten Wort «liebt eure Feinde» - in der skizzierten Bedeutung – hat er das Wort «Liebe» nur als Zitat aus dem Alten Testament verwendet, als er Gottes Gebote zusammenfasste mit dem wichtigsten, jüdischen Gebet, dem «Höre Israel» (5. Mose 6,4f.) und dem Gebot der Nächstenliebe (3. Mose 19,18): «Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist EIN Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele (aus deinem ganzen Denken) und aus deiner ganzen Kraft. Das zweite ist dieses: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst» (Mk. 12, 29-31).

Beim einen geht es um die Liebe zu Gott, beim andern um die Liebe zum Nächsten, die ihr Mass in der Liebe zu sich selbst hat. Man kann das zusammensehen mit seiner anderen, bekannten Zusammenfassung der biblischen Weisung in der Bergpredigt, Mt. 7,12: «Alles nun, was ihr wollt, dass es euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun.»

Mehr ist da nicht bei Jesus in punkto «Liebe», obwohl es das Wort und die Sache natürlich schon gab.

Ganz anders ist es später im johanneischen Schrifttum vor allem in den drei Johannesbriefen gegen Schluss der Bibel. Paulus spricht in seinen Briefen auch nur wenig von diesem Thema, verglichen mit den vielen anderen, wichtigen Themen, die er anschneidet, ausser natürlich in seinem sehr bekannten «Lobpreis der Liebe» als der höchsten Gnadengabe in 1. Kor. 13, wobei sein Hauptgewicht auf «der Liebe Gotte» liegt, von der uns nichts scheiden kann, «die in Christus Jesus ist, unserem Herrn» (Röm. 8,39).

Als Thematik ist das Reden von dieser Liebe Gottes aber erst Jahrzehnte nach Jesus aufgekommen.

Die Bedeutung für die aktuelle Kirchenreform-Diskussion

Die reformierte Kirchenlandschaft ist seit Jahren geprägt von einer grossen Spannung oder gegensätzlichen Ausrichtung von einerseits freikirchlichen und landeskirchlichen Gemeinden mit einer deutlich «frommen», mehr oder weniger evangelikal-fundamentalistischer Ausrichtung, auch mit charismatisch/amerikanisch, «modernem» Anstrich und dementsprechendem «worship»-Liedgut auf der einen Seite, die tendenziell erfreulichen Zuspruch von treuen Kirchgängern und Interessentinnen aus einer ganzen Region geniessen, und andererseits stark geschrumpften, landeskirchlichen Gemeinden, mit offener, liberaler Ausrichtung, die sich oft auch nach besonderen, vernachlässigten «Milieus» ausrichten, je nach Lieblingstendenz ihrer Pfarrerrinnen und Pfarrer. Diese wirken nach aussen eher weniger attraktiv und ohne starkes Profil.

Etwas plakativ gesagt, verstehen sich die einen, christlichen Gemeinden als «Gläubige» mit einer festgefühten, orthodoxen Glaubenslehre und dem Glauben an die Bibel im Sinne der Verbalinspiration, der eigentlich keine andere Auffassung zulässt. Die Anderen gelten als «ungläubig». Die landeskirchlichen Pfarrerrinnen und Pfarrer bilden theologisch ein breitgefächertes Spektrum ab, an deren «liberalstem» Rand man sich sogar fragen kann, wie theologisch oder wie «kirchlich» es überhaupt noch ist. Insgesamt wirken sie mehr oder weniger orientierungslos in ihrem Bemühen, «die religiösen Bedürfnisse der Menschen» zu befriedigen. Das ist ein ziemlich schwammiges, theologisch zu wenig durchdachtes «Konzept von Kirche».

Das Selbstverständnis von Kirche und Theologie, von der konstantinischen Wende am Anfang des 4. Jahrhunderts an, das sich über mehr als 1700 Jahre entwickelt hat, ist an ein Ende gekommen und für die neue Situation der Kirche in der Welt mehr oder weniger bedeutungslos geworden.

Paulus hat eine erste «Theologie» für seine griechisch-hellenistischen Gemeinden entworfen. Er hat «das Evangelium», wie er es verstand, diesen nichtjüdischen Menschen des 1. Jahrhunderts in Griechenland verständlich zu machen versucht. Vieles hat er von der Botschaft Jesu her gut verstanden und für die Menschen, die er ansprechen musste, angemessen übertragen. Vieles davon wirkt aber für heutige Menschen merkwürdig, unverständlich oder gar anstößig.

Wir haben heute ein anderes Publikum vor uns. Heutige Menschen können die Theologie eines Römer-, Korinther- oder Galaterbriefs so nicht mehr spontan verstehen. Moderne Menschen denken anders als die Griechen in der Antike. Sogar die «Frommen» von heute werden viele Aussagen von Paulus nicht richtig oder sogar falsch verstehen, ohne es zu wissen. Die paulinische Theologie kann – so wichtig sie für unser reformiertes Selbstverständnis ist – nicht ein quasi sakrosanktes Kriterium für «Glauben» oder «Unglauben» sein. Wir haben die Aufgabe, das Evangelium von Jesus für die heutigen Menschen neu verständlich zu machen, gleich wie seinerzeit Paulus für seine Zeitgenossen.

Die Reformatoren haben die dogmatische Tradition der Kirche schon auf den Prüfstand gestellt und haben als einzige Grundlage und Kriterium für das theologische Denken auf die Schrift, auf die Bibel, verwiesen. Das Problem war damit aber nur tendenziell und noch nicht gänzlich gelöst.

Die Bibel ist nicht ohne Irrtum und Widerspruch

Die Bibel ist ein Sammelwerk von Schriften aus ganz unterschiedlichen Zeiten von Menschen mit ganz unterschiedlichen Denkhorizonten. Die ältesten Verse dürften aus dem 15. Jahrhundert vor Christus stammen, das Neue Testament stammt aus der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts nach Christus. Schon nur diese 27 Schriften nachchristlicher Herkunft sind unter sich sehr unterschiedlich. Die lassen sich nicht ohne Widersprüche als einheitliche Lehre zusammensehen.

Aber gerade das versuchen viele «fromme Christen» zu behaupten: Die Bibel als DAS WORT GOTTES sei insgesamt und wortwörtlich von Gott so inspiriert – quasi so diktiert – und müsse auch geschichtlich in ihren Aussagen gänzlich ohne Fehler und ohne Widersprüche sein (Chicagoer Erklärung von 1978).

Schon Martin Luther sagte zum Beispiel über den Judasbrief, das sei eine «stroherne Epistel», und werden mit dem Römerbrief des Paulus vereinen könne, dem würde er seinen Doktorhut aufsetzen und sich selbst einen Narren schimpfen. So heisst es im Röm. 3,28 zum Beispiel: «So halten wir nun dafür, dass der Mensch durch den Glauben gerechtesprochen werde ohne Werke des Gesetzes». Im Jakobusbrief heisst es demgegenüber in Jak. 2,24: «Ihr seht, dass der Mensch aus Werken gerechtesprochen wird und nicht aus Glauben allein». Und das ist keineswegs der einzige Widerspruch oder Unterschied in den Aussagen. Je genauer man hinschaut umso mehr Unterschiede und auch durchaus widersprüchliche Aussagen und «theologische Konzepte» sind in den verschiedenen Schriften zu entdecken – noch ganz abgesehen davon, dass viele der Schriften ganz offensichtlich redaktionell bearbeitet worden sind und oft auch beim weiteren Abschreiben – mehr oder weniger bewusst – verändert worden sind, indem z.B. eine am Rand notierte, gegensätzliche Meinung, später in den Text hineingenommen worden ist.

Im 1. Timotheusbrief, der sich selber als Brief des Paulus bezeichnet, aber ganz gewiss nicht von Paulus stammt, werden Aussagen zur Frau gemacht (1. Tim. 2, 12ff.), die seinen sonstigen Aussagen dazu (z.B. Gal, 3,26-28) vollständig widersprechen.

Die Bibel als Kriterium – das Schriftprinzip

Als die Reformatoren meinten, es brauche die späteren Glaubenslehren der Kirche nicht, wir könnten uns allein auf die Bibel stützen (sola scriptura), da hatten sie zwar nicht unrecht, aber sie haben uns

damit auch ein grosses Problem hinterlassen. Was soll dann der Massstab sein innerhalb dieser grossen Bandbreite von Aussagen und Meinungen in der Bibel?

Martin Luther hat den Jakobus- und den Judasbrief schon mal an den Rand des Neuen Testaments, nach hinten, verschoben, weil er sagte, dass die «nicht Christum treiben», dass sie also thematisch nicht direkt von Jesus Christus handeln. Wir haben schon gesehen, dass er mit theologischen Aussagen im Jakobusbrief sowieso nicht einverstanden war. Er hat also daran eigentlich «theologische Sachkritik» geübt mit der theologischen Erkenntnis des Paulus, welche für ihn selber eine erkenntnismässige Erleuchtung war. Aber auch damit ist das Problem noch nicht gelöst.

Manche meinen, sie machten es ähnlich und schreiben das auch Luther selber zu. Sie sagen, wichtig sei «was Christum treibet», das andere sei unwichtig. Mit dem «was Christum treibet» meinen sie wohl das, was ihrer Meinung nach zu dem passt, was sie unter «Christus» verstehen oder zu verstehen meinen. Damit wird ihr eigenes «Christusverständnis» zum Kriterium, ihre eigene «Theologie» anstelle der Lehre der Kirche – also wieder ein äusseres, nachträgliches und erst noch sehr subjektives Kriterium.

Einige – namentlich lutherische Theologen – nehmen das «echte corpus paulinum», die echten Pauluschriften, als den wichtigsten, theologischen Massstab für die theologische Sachkritik an den diversen, unterschiedlichen Aussagen in den Texten. Eigentlich ähnlich, wie es Luther mit dem Jakobusbrief gemacht hat. Das heisst aber, dass sozusagen die ganze Bibel durch die Brille des Paulus gelesen und theologisch bewertet werden soll. Das wäre ein merkwürdiges Verständnis von wissenschaftlicher Bibelauslegung und auch wieder sehr subjektiv, von der persönlichen theologischen Sicht abhängig. Das kann es wohl auch nicht sein.

Ich gehe anders vor. Ich sehe das breite Spektrum aller biblischen Schriften, den sogenannten Kanon. Diese «kanonischen» Schriften hat man nämlich aus einem bestimmten Grund zur Bibel genommen und andere, auch respektable Schriften hat man nicht dazu genommen. Die kanonischen Schriften sollen also die massgeblichsten sein – oder waren es um 200 nach Christus – nach allgemein anerkannter Meinung damals.

Nun kann ich alle Meinungen, Aussagen und theologischen «Ansätze» im Rahmen dieses ganzen Spektrums einigermassen verorten, ob sie eher am linken oder am rechten Rand oder so im «Mainstream» liegen, und ob sie sich auf viel oder auf wenig, auf gute oder weniger gute Bibelstellen stützen können. Wobei das auch noch nicht alles heisst, aber man kann die Aussagen einordnen und auf ihrem Hintergrund «verstehen» - vielleicht auch tolerieren, solange sie sich im Rahmen des Kanons der Bibel bewegen. Sie sind schliesslich nicht die Ersten, die so denken; fragt sich immer noch, ob sie recht haben damit.

Mir geht es so: Je genauer ich hinschaue, je wissenschaftlicher ich eine Schrift oder eine Bibelstelle erforsche mit dem ganzen literarwissenschaftlichen Rüstzeug, den vielfältigen und hilfreichen Methoden – nicht jede Methode ist an jedem Text gleich hilfreich – und allen dazu gehörigen «Hilfswissenschaften» wie z.B. dem geschichtlichen Wissen zur entsprechenden Entstehungszeit oder der Situation der Adressaten oder von denen, die den Text eventuell später überarbeitet haben, umso mehr und umso konkreter und deutlicher fängt er für mich an zu sprechen. Ich sehe, welche Fragen und Aspekte für sie im Vordergrund gestanden haben, und wie sie versucht haben, in ihrer Zeit auf die herausfordernden Fragen im Glauben an Gott eine gute Antwort zu geben. Nicht allem werde ich folgen mögen. Manchmal ist – bei allem Verständnis – aus heutiger Sicht auch «theologische Sachkritik» angebracht.

Es gibt aber auch einen Grundtenor. Viele wichtige Fragen kommen immer wieder aufs Tapet. Ich sehe, wie viele kluge Leute vor mir, sich diesen Fragen gestellt und sie für ihre Zeit zu beantworten versucht haben. Das heisst, es sind mir Muster vorgegeben, an denen ich mein Denken und Glauben messen kann und soll.

Im Neuen Testament bekomme ich auf diese Weise und dank der verschiedenen Überlieferungen von ihm auch einen recht guten Eindruck davon, welche Fragen und Themen Jesus in den Vordergrund gerückt hat. Seine «gute Botschaft» wird klar und deutlich genug, und sie nimmt ganz zentrale biblische Positionen auf.

Die Botschaft Jesu bleibt massgebend

Der Auferstandene ist nicht ein anderer als der Jesus, der gelebt hat. Seine Botschaft gilt weiter; sie ist auch heute wichtig. Sie ist später individualistisch verengt, abgeschwächt, verändert und an neue Gegebenheiten, wie man dachte, «angepasst» worden. Das hat schon in den Lehrbriefen im Neuen Testament selber angefangen. In gewissen, geschichtlichen, kirchlichen Ausprägungen und Haltungen ist sie leider bis zur Unkenntlichkeit entstellt oder gar ins Gegenteil verkehrt worden. Das geht nicht. Dagegen muss seine Botschaft, für die er mit seinem Leben bezahlt hat, als dauernder Anspruch und als Messlatte ins Feld geführt werden.

Und gerade dazu ist es wichtig, dass wir zuallererst einmal mit ganzer Aufmerksamkeit und einem möglichst unvoreingenommenen Blick uns auf seine Botschaft konzentrieren und sie hören und verstehen wollen. Es ist wichtig als Kriterium und Massstab für alles weitere Glauben, Nachdenken und Theologisieren darüber.

Er ist das lebendige Wort Gottes. Und er bleibt es.

Dass er selber nichts Handschriftliches hinterlassen hat, macht die Sache wissenschaftlich gesehen nicht ganz einfach. Aber Sokrates hat selber auch nichts Schriftliches hinterlassen. Wir wissen genug und haben genug gute Nachrichten darüber, um zu verstehen, was er gesagt und getan hat, was ihm wichtig war und was nicht. Es stimmt nicht, dass wir darüber nichts wissen und nichts sagen können.

Gott sei Dank hat die Kirche bei allen Verirrungen doch immer die Bibel, das Evangelium und die Botschaft Jesu bewahrt und weiter überliefert, auch wenn sie sich nicht immer gut daran gehalten hat. Wenn wir der Kirche für etwas dankbar sein müssen, dann sicher dafür, dass sie diese Grundlagen bewahrt hat. Sie können und müssen jederzeit wieder neu aktiviert werden.

Jesus und Paulus

Paulus hat die Verkündigung Jesu nicht nahtlos weitergeführt. Er hat sie in eine eigene Theologie übergeführt und umgeformt. Für ihn war die überraschende, eigene Begegnung mit dem Auferstandenen ein erschütterndes und reales Aha-Erlebnis, das er in Gal. 1,13-16 mit eigenen Worten bezeugt. Lukas berichtet darüber in der Apg. 8,1 – 9,31.

Mit seiner Theologie versucht Paulus für griechisch-hellenistische Nichtjuden eine denkerische Begründung und Basis für den Glauben an Jesus Christus zu schaffen. Er setzt dazu den persönlichen Glauben an Jesus Christus in den Vordergrund, der allein uns Heil, Gerechtigkeit, Leben und Zugehörigkeit zu Gottes Herrlichkeit gibt, gratis, allein aus Gnade. Es ist das Verdienst Christi. Er hat durch seinen Opfertod Versöhnung geschaffen zwischen Gott und uns. Wir erben diese Versöhnung und Gotteskindschaft durch ihn, indem wir ihm angehören und indem sein Geist in uns lebt. 1Kor 15,22: «Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus auch alle zum Leben erweckt werden».

Die Rede vom «Reich Gottes», von dem Jesus hauptsächlich gesprochen hat, fehlt bei Paulus weitgehend. Der Begriff «Reich Gottes» kommt in seinen Schriften nur etwa achtmal vor. Er spricht z.B. von seiner Arbeit im Reich Gottes (Kol. 4,11) und davon, dass Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden (Gal. 5,21 und öfter) oder er sagt: Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geist (Röm 14,17).

Stattdessen spricht er aber viel vom «Sein in Christus» oder dem «Sein im Geist» oder umgekehrt, dass der Geist in uns ist. Und er spricht davon, dass wir, die Vielen, ein Leib sind in Christus (Röm. 12,5) oder 1. Kor. 12,27: «Ihr aber seid Christi Leib und als Teile betrachtet Glieder».

Dass Jesus seine Anhängerschaft als «Volk Gottes» gesehen und angesprochen hat, ist nicht gänzlich verloren gegangen. Paulus hat Gemeinden gegründet und sie als «Leib Christi» angesprochen, wie wenn Christus quasi in die Gemeinden auferstanden wäre, die an ihn glauben und in seinem Geist leben.

Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig

Das Gesetz wird zu einem Gesetz des Geistes und nicht des Buchstabens. Die Beschneidung muss am Herzen geschehen und nicht am Fleisch (Röm. 2,29). Oder 2. Kor. 3,6: «Er hat uns befähigt, Diener des neuen Bundes zu sein, nicht des Buchstabens sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig».

Das sind Gedanken, die genau so auch Jesus nicht fern lagen. Dass das Heil nicht im buchstäblichen Einhalten des Gesetzes besteht, hat auch er gesagt. Dass aber der Sinn des Gesetzes erhalten bleiben soll, das sagt auch Paulus. Als Folge des Lebens im Geist ermahnt er die Gläubigen zur Liebe und zu aller guten Tugend (Röm. 12,9-21). Sein Wort, V. 21: «Lass dich vom Bösen nicht überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute!», nimmt doch sehr deutlich die Anleitung Jesu in der Bergpredigt auf.

Die kultische Reinhaltung des Volkes hat ihr Recht verloren

Dass das Heil und die Botschaft nicht nur dem jüdischen Volk gilt, hat auch Jesus schon erfahren, gemerkt und ansatzweise praktiziert bei der Samaritanerin, mit der er am Jakobsbrunnen gesprochen hat (Joh. 4) und in Tyrus, bei der syrophönizischen Frau (Mt. 15,21-28 und Mk. 7,24-30).

Ebenso hat Petrus in der Begegnung mit dem Hauptmann Cornelius in Cäsarea, einem «Gottesfürchtigen» (ein Nichtjude, der dem jüdischen Glauben nahesteht), erkannt, dass die kultische Reinheit in Bezug auf das Volk Gottes keine Barriere mehr sein kann für die Ausbreitung des Evangeliums (Apg. 10).

Am sogenannten «Apostelkonzil» im Jahre 49 in Jerusalem wurde das offiziell bestätigt (Gal. 2,1-10) und ebenso, dass die Einhaltung des jüdischen Gesetzes als Heilsweg (dass es heilsnotwendig wäre) seine Bedeutung für die Nichtjuden verloren hat.

Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau

Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau, die Jesus deutlich betont hat, hebt auch Paulus deutlich hervor:

«Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau. Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus» (Gal 3,28); wobei andere Stellen sich dann auch wieder ein wenig mit diesem Grundsatz stossen, wie 1. Kor. 11,7: «Der Mann soll sich das Haar nicht kunstvoll zurechtmachen, da er Abbild und Abglanz Gottes ist; die Frau aber ist Abglanz des Mannes». Das ist seltsam, wie nicht vom selben Mann gedacht und geschrieben.

Ganz offensichtlich ist in dieser Hinsicht die allgemeine Meinung der Zeit und der herrschenden Kultur rasch wieder eingedrungen und hat diesen Grundsatz der Gleichheit von Mann und Frau leider für

lange Zeit wieder zugedeckt. Das hat man nicht hören wollen. Aber es ist überliefert, es steht da. Es konnte wiederentdeckt und neu betont werden.

Auch in diesen Widersprüchen ist theologische Sachkritik gefordert. Die Fakten, die Jesus geschaffen hat und die theoretischen Grundlagen, die Paulus dazu gelegt hat, sind neu ernst zu nehmen und anzuwenden.

Paulus schreibt Griechisch, aber er denkt in seiner Muttersprache (aramäisch-hebräisch)

Er spricht davon, dass er selber dem auferstandenen Herrn begegnet sei (Gal. 1,13-16). Er ist nicht einem Nichts begegnet, sondern einem Etwas. Er spricht von einer Sache, nicht von einem geistigen Gedanken. Er spricht auch von einem «Auferstehungsleib».

1. Kor. 15,44: «Gesät wird ein natürlicher Leib, auferweckt wird ein geistlicher Leib. Wenn es einen natürlichen Leib gibt, dann gibt es auch einen geistlichen».

Ein «geistlicher Leib» - einem griechischen Philosophen würde bei dem Gedanken übel. Leib und Geist sind im griechischen Denken Gegensätze. Leib ist das, was zerfällt, der Geist ist das Reine, Hohe Ewige und Göttliche.

In den semitischen Sprachen wie im Hebräischen ist es ganz anders. «Geist» ist dasselbe Wort wie «Wind». Rein abstrakte Geistigkeit im Denken gibt es kaum. Auch «Wort» und «Sache» sind dasselbe Wort. **Er sagt Sachen und denkt Sachen**, die substantiell etwas sind, die auch auf eine Art «materiell» sind, sichtbar oder unsichtbar. Für das griechische und philosophisch-abendländische Denken hingegen ist das Denken in seiner höchsten Form meist rein ideell.

Kulturphilosophische Randnotiz

Ausnahmen gibt es – namentlich bei jüdischen Denkern, die von klein auf im hebräischen Denken geschult sind wie z.B. Karl Marx, der Rabbinersohn. Sein historischer *Materialismus* zeugt davon und seine Vision von der «klassenlosen Gesellschaft» ist eine Art Aktualisierung der Botschaft der alttestamentlichen Propheten – leider atheistisch, in Absehung von deren Gottesglauben, ein grundsätzlicher Fehler, der als Konsequenz – fast logisch – zur Diktatur von Menschen über Menschen führt, zur «Diktatur des Proletariats» und damit die biblische Botschaft der Propheten in ihr Gegenteil verkehrt.

Nebenbei gesagt: Die soziale Frage ist nur da auf der Welt aufgekommen, wo die Bibel hingekommen ist. Die Botschaft der Bibel – der Propheten – hat die soziale Frage ursächlich zum Thema gemacht. Ohne seine Verwurzelung im biblischen Glauben droht der Sozialismus, seine Humanität – nicht etwa zu gewinnen, sondern zu verlieren. Ohne Glauben wird er sehr leicht inhuman und diktatorisch.

Nicht ganz zu Unrecht halten die anderen Kulturen wie die hinduistische, chinesische, arabische etc. die Menschenrechte z.B. für eine bloss «westliche Moral», die ihnen fremd ist, und die sie als ihnen aufgezwungen empfinden.

Dass sie auf diese Grundlage des biblischen Glaubens nicht verzichten kann, wird die westliche Welt spätestens dann schmerzlich zu spüren bekommen, wenn sie sie aufgegeben oder verloren hat.

Darum darf das Wissen darüber nicht verloren gehen, sondern muss in jeder Generation neu erarbeitet und gewonnen werden. In den Büchern allein nützt es nichts.